Ital 65 e

Geheimnisse von Rom

im

neunzehnten Jahrhundert.

Schattenseiten

aus dem

Volks-, Hof- und Kirchenleben.

Nach

E. Briffault

bearbeitet.

Siebentes u. Achtes Heft.

Vollständig in 6 Bänden à 2 Hefte.

Preis eines Heftes 7½ Ngr.

Leipzig,

Otto Klemm.

1846.

In der neuesten Zeit hat die römische Kirche das Bestreben unverkennbar an den Tag gelegt, die Gewalt voriger Jahrhunderte, welche ihr durch schwere Kämpfe abgerungen ist, wieder an sich zu reißen und die frei gewordenen Geister aufs neue in knechtende Fesseln zu schlagen. Die Pläne, welche hierzu dienen, sind umfassender und freier angelegt, als der oberflächliche Anblick vermuthen läßt. Um das ganze Gewebe des Kirchenwesens zu beobachten und den Unterschied, welcher zwischen Kirche und Religion besteht, zu erkennen, muß man sich an die Quelle der Kirchlichkeit wenden, nach Rom, wo der Glaube wie ein Monopol gehandhabt wird.

Rom in seiner „Statthalterschaft Christi" zu zeigen, ist der Zweck dieses Buchs. Damit das Gemälde ein anschauliches werde, stellte sich die Nothwendigkeit heraus, dreierlei im Auge zu halten: das Volk, den Hof und die Kirche.

Am Volke sehen wir den Einfluß des Hofes wie der Kirche am deutlichsten, denn das Volk ist das treue Spiegelbild seiner Großen und Leiter.

Der vaticanische Palast muß sich dem Blicke aufthun, damit man unverschleiert sehe, wie es um Glauben und Religion bei denen stehe, welche die Führung der Kirchenangelegenheiten in Händen haben und durch ihre Gewalt

Die Geheimnisse von Rom im neunzehnten Jahrhundert.

Schattenseiten aus dem Volks-, Hof- und Kirchenleben.

Nach

E. Briffault

bearbeitet

vom Verfasser der Schrift: „Das Innere der Gesellschaft Jesu.“

Vierter Band.

Leipzig,

Otto Klemm.

1846.

XXI.

Rom und Paris.

Gar manches Mal ist im Laufe der Jahrhunderte das gute Vernehmen zwischen den allerchristlichsten Königen und den Päpsten gestört worden. Trotz des Titels „viel lieber Sohn der Kirche", den der heilige Stuhl ihnen beilegte, wurden Roms Blitze wider die Krone der Könige nicht gespart. Die Reformation führte auch in Frankreich einen harten Streich gegen die römische Herrschaft; sie brach eine Lücke in die Feste des Katholicismus und durch diese Lücke drang der Geist der Forschung und der Prüfung in den Glauben ein und der erste Stein des Gebäudes, welches die Gläubigkeit der Völker zu hohem Dome wölbte, sank hernieder.

Die Verfolgungen, Bluthochzeiten, Hinrichtungen, Verbannungen waren nicht stark genug, die neue Lehre zu ersticken. Im Gegentheile, sie umkleideten dieselbe ebenfalls mit jenem purpurfarbigen Märtyrergewande, mit dem Rom so stolz seinen Triumph über das Heidenthum pries — nur

war es diesmal die „einzige, wahre" Kirche, die Kirche der Liebe und Milde, welche den Henker gegen die Jünger Christi abgab.

Wer mit Thränen säet, wird mit Freuden erndten. Aus dem Blute der neuen Märtyrer entsproß der millionenblättrige Baum des Protestantismus, unter dessen Schutze ganze Länder ruhen, dessen Laub die Lorbeeren für Wissenschaft und Kunst bieten, dessen Schatten eine segenvolle Stätte wieder die versengenden Strahlen einer brennenden, südlichen Sonne bildete.

Auch in Frankreich vermochte des vierzehnten Ludwigs Frömmelei und die dadurch erzeugten Grausamkeiten seines fanatischen Alters, vermochte die heuchlerische Wuth einer Maitresse und der entbrannte Eifer jesuitischer Beichtiger die Bewegung nicht zu hemmen, die den Geist zu geistiger Freiheit trieb. In derselben Zeit, während das unwissende Volk sich gegen den faden Aberglauben stemmte, während die Controverse mit den jämmerlichsten Spitzfindigkeiten sich herumbalgte, legte das französische Episcopat den festen Grund zu den Freiheiten der gallikanischen Kirche. Bossuet, dessen beredte Stimme sich zum Preise der Päpste erhob, erschütterte die römische Macht im tiefsten Innern zu derselben Zeit, da die französische Krone den Stolz der Tiara brach und die Legenden von einer päpstlichen Oberherrschaft über die Welt und ihre Fürsten für eine Fabel erklärte.

Das nächstfolgende Jahrhundert fand Frankreich wunderbar für die Zukunft, welche ihm das philosophische Zeit-

alter darbot, gerüstet. Die Zügellosigkeit der Regierung hatte die öffentliche Meinung von sich abwendig gemacht; die übermäßige Fessel, welche dieselbe einzwängte, führte zur Freiheit, und mit offenen Armen wurde die Philosophie, welche die letzten Banden der frühern Unterwürfigkeit brach, aufgenommen und ihr in allen Geistern eine willkommene Freistatt bereitet.

Aus dieser Zeit schreibt sich der völlige Ruin der ultramontanen Gewalt in Frankreich her. Es steht uns hier nicht zu, eine Untersuchung anzustellen, bis wie weit diese geistige Reaktion im allgemeinen getrieben wurde; ein übelberühmter Orden allein, den man in allen schicksalschweren Krisen der katholischen Länder antrifft, die Gesellschaft Jesu, versuchte gegen den Strom anzukämpfen; aber der mächtige Strom spülte die Jesuiten mit den übrigen Trümmern fort.

Die geistige Kindschaft eines großen Volkes, welche aus langjährigem Gängelbande sich endlich frei machte, bereitete Rom und seinen Anhängern diese Niederlage, und die stolze Roma mußte sich beugen. Seit dem Tage, wo sie nicht blos durch den Ausbruch des allgemeinen Volksunwillens, sondern durch das gesetzliche Auftreten der Staatsmacht von ihren stolzen Sitzen vertrieben, haben Rom und seine geistlichen Milizen ununterbrochen von der verlorenen Herrschaft geträumt und sie wieder zu gewinnen getrachtet.

Als der Entrüstungsschrei von ganz Europa nach den Verhandlungen des französischen Parlements und die Stimme des eigenen Gewissens im Jahre 1773 Ganganelli die Auf-

hebung des Jesuitenordens entpreßte, schwur dieser hoch und theuer, daß die Nation, welche ihm die ganze Christenheit verschloß, ihm verfallen sein solle. Der Gang der Ereignisse hat gezeigt, daß, wenn auch der feste Sinn Clemens des Vierzehnten einen energischen Entschluß zu fassen und durchzuführen wußte, die römische Politik sich dieses Mal von dem Willen der Päpste trennte und nicht aufhörte, insgeheim nach Wiedergewinnung des Verlorenen zu streben.

Heutzutage, wo wir den Gang und die Erfolge der seitdem verflossenen Zeit offen vor uns liegen haben, müssen wir eingestehen, daß der nächste Kampf des Papstthums, oder vielmehr der gegenwärtige und der einzig entscheidende in letzter Instanz, ob es noch einen Schein von Einfluß behalten solle, ob die Kirche Roms ihren Stab noch gebietend in die Politik und fremdes Gebiet strecken dürfe, mit Frankreich abzumachen ist und darum dieses Land eine besondere Berücksichtigung bei Erwägung der Zustände Roms verdiene.

Die Umstände und insbesondere der Gang der jüngsten Ereignisse zeigen ein gewaltiges Unrecht des französischen Klerus, nämlich daß er sich mit Rom und den Jesuiten gegen das freie Nationalgefühl verbündete. Diesem Fehler verdankte er vorzugsweise das Unglück, welches während der Revolutionsschrecken auf ihn hereinbrach. Der Klerus würde in Frankreich geehrt und beschirmt gewesen sein, wenn er, statt das thätigste und mächtigste Werkzeug der Einknechtung zu sein, hochherzig die Sache brüderlicher Gleichheit, wie sie

doch die Christuslehre ausspricht, zu seiner eigenen gemacht hätte.

Die Immoralität, die Verirrungen, die Ausschweifungen und den Stolz so vieler französischer Prälaten, gegen welche sich der Zorn des Volks so gewaltig und entrüstet erhob, muß man aber wiederum auf Rechnung der römischen Verderbtheit setzen. Die Folge der Mißgriffe Roms haben der gegenwärtigen Zeit ein gerechtes Mißtrauen eingeflößt, welches sich leider zu sehr gerechtfertigt hat. Nur Rom und seinen verkehrten Einflüssen darf man die Uebel zuschreiben, welche seit einem halben Jahrhunderte die gallikanische Kirche so gewaltig erschütterten.

Wenn man an die vielen verkennenden Beweise denkt, welche Frankreich der päpstlichen Macht darbrachte, so kann man sich den päpstlichen Eigensinn nicht erklären, der in fortwährendem Kampfe gegen die Freiheiten der gallikanischen Kirche beharrt, noch den Widerstand gegen die Fortschritte der Civilisation, welche Frankreich sich zum Panier gesteckt hat.

Der Verlauf der Geschichte des eben bezeichneten Zeitraums bietet dem Auge des Beobachters so lebhafte Bilder dar, daß Noemi mit der ganzen Gewalt leidenschaftlicher Wißbegierde die Jahre durchforschte, welche zwischen dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts und unseren Tagen liegen und zwar insbesondere in dem Bezuge der römischen Staaten und Frankreich, welcher durch Rom und Paris repräsentirt wird, diese beiden Städte, in denen sich der Charakter der beiden Völker getreu abspiegelt.

Es war gewissermaßen Gefühl der Dankbarkeit, was Noemi so freundlich an Frankreich kettete. In diesem Lande waren ja die Juden zuerst in ihre menschlichen Rechte eingesetzt und in ihm mußte die Jüdin am besten und deutlichsten die Bedeutung der „französischen Ideen" erkennen, vor deren Licht und Gluth Rom sich so gewaltig fürchtete.

Der am dritten Juli 1800 durch ein in aller Eile zusammengerufenes Conclave in Venedig erwählte und gekrönte Pius der VII. zeigte sich im Anfange der Ansichten des Siegers, welcher die katholische Kirche in Frankreich wieder herstellen und den mit dem Throne zusammen gestürzten Altar neu erbauen wollte, willfährig. Am dritten Juli des nächstfolgenden Jahrs wurde das Concordat zwischen dem Papste und dem ersten Konsul als Oberhaupt der französischen Republik unterzeichnet.

Im Monate November 1804 salbte der Papst Napoleon in Paris.

Als der Kaiser der Franzosen aber die feinen Kunstgriffe des römischen Gouvernements, welche seinem Bestreben, eine italienische Nationalität zu gründen, entgegenwirkten, durchschauete, überzog er 1808 die Staaten des Papstes, machte Rom zur Provinzialstadt des neu errichteten Departements des Tibers und setzte die französische Oberhoheit in der päpstlichen Stadt ein.

Dieser Vergeltungsakt hatte den Zweck, Pius den VII. für seine Anmaßungen in Betreff der Ernennung der französischen Bischöfe zu bestrafen. Der Papst protestirte gegen

diese Gewaltmaßregel; da wurde er seiner Staaten entkleidet und zu Savona in Gefangenschaft gehalten.

Eine neue Opposition machte sich geltend, als Napoleon die Ehescheidung zwischen ihm und der Kaiserin Josephine verlangen zu müssen glaubte. Die Weigerung des hartnäckigen Greises zeigte jetzt dem Kaiser, welchen Mißgriff er gethan, daß er das geistige Joch des Papstes anerkannt und die bischöflichen Stühle, denen der eigensinnige Pius VII. die Sanction nicht ertheilen gewollt, unbesetzt gelassen hatte.

In dem Collegium der Kardinäle brach eine Trennung aus. Von den sechs und zwanzig, welche von ihnen in Paris anwesend waren, blieben dreizehn bei den Vermählungsfeierlichkeiten Napoleons mit Marie Louise aus, unter dem Vorgeben, der Papst habe die Ehescheidung nicht genehmigt.

Diese, gleichwohl ganz ungefährliche Protestation war eine geschickt benutzte Gelegenheit, dem alten Papste zu schmeicheln, welcher nach wie vor der einzige Spender der Gnaden des römischen Hofes blieb.

Napoleon antwortete auf diese Demonstration dadurch, daß er durch einen Unterpräfekten, den von Savona, den Papst bedeuten ließ, er habe hinfüro keine Befugniß weiter, mit den Kirchen Frankreichs und den französischen Unterthanen zu verkehren, und habe aufgehört, Haupt der katholischen Kirche zu sein; man beschäftige sich damit, ihn abzusetzen.

In der That soll Napoleon ernstlich daran gedacht haben, ein National-Concilium zum Gerichte über den Papst,

zur Aufhebung des Concordats von 1801 und der Ordnung der Befugnisse zur Installirung der Bischöfe zu berufen.

Der Papst wurde durch diese Drohungen in Furcht gesetzt und eilte, Zugeständnisse zu bewilligen. Er erneuerte die abgebrochenen Unterhandlungen, willigte ein, das Concordat auf die Staaten Toscana, Parma und Piacenza auszudehnen, und eine Klausel hinzuzufügen, vermöge welcher dem Metropolitan oder dem ältesten Prälaten der Provinz das Recht, Bischöfe zu installiren, zustand.

Dem Kaiser schienen diese Zugeständnisse nicht ausreichend genug. Er berief die Bischöfe zu einem Concilium am 17. Juni 1811.

Die Versammlung derselben zeichnete sich anfänglich durch ihre Opposition gegen den kaiserlichen Willen aus. Napoleon wußte nicht, wie stark und hartnäckig die klerikalischen Ideen an der Unterwürfigkeit unter Rom heften.

Nach der ersten Sitzung ließ er das Concilium auseinandergehen und die Bischöfe von Tours, Gent und Tournay verhaften.

Am fünften August desselben Jahrs wurde eine andere Versammlung in den erzbischöflichen Palast zu Paris berufen und die Frage über Einsetzung der Bischöfe den Wünschen des kaiserlichen Gouvernements entsprechend gelöst.

Pius VII., von dem man sich versah, daß er diesem Beschlusse entgegen sein würde, war politisch genug, das was er nicht hindern konnte, zu billigen. Er erklärte, daß er die Ansicht der Prälaten theile, und ordnete selber in ei-

nem Breve die Angelegenheit, wobei er nicht verabsäumte, die Bischöfe mit großen Lobeserhebungen zu überhäufen. An Napoleon richtete er ein Schreiben, worin er ihn seinen „viel lieben Sohn" nannte und bat, er möge einer vollkommnen Aussöhnung nicht abgeneigt sein.

Neue Zerwürfnisse erhoben sich wiederum, als Napoleon dies Concordat auf den ganzen Bereich des französischen Kaiserstaats, das Königreich Italien, Holland, die Rheinprovinzen und Rom selbst, welches damals eine französische Besitzung war, ausdehnen wollte.

Am 20. Juni 1812 wurde Papst Pius VII. nach Fontainebleau gebracht. Die Kardinäle theilten sich zu dieser Zeit in zwei Abtheilungen. Die eine bestand aus den Mitgliedern des heiligen Collegiums, welche der Vermählung Napoleons beigewohnt hatten; diese nannte man die „rothen Kardinäle," weil sie das Purpurgewand behalten hatten. Die andre Abtheilung waren die Kardinäle, welche sich geweigert hatten, der Vermählung beizuwohnen; diese hießen die „schwarzen Kardinäle," weil der Kaiser ihnen den Purpur genommen hatten. Nur der ersten Abtheilung stand das Recht zu, dem heiligen Vater den Hof zu machen.

Nach der Rückkehr vom russischen Feldzuge verfügte sich der Papst nach Fontainebleau zum Papste und verabredete hier die Grundzüge eines neuen Concordats, dessen wesentlichste Theile waren:

„Daß Pius VII. die geistlichen Funktionen in Frankreich und Italien gleich seinen Vorgängern üben solle; daß

die Gesandten und sonstigen Abgeordneten an den heiligen Stuhl als ein diplomatisches Corps zu betrachten seien; daß die noch nicht veräußerten päpstlichen Domainen Eigenthum des Papstes bleiben und von seinen Bevollmächtigten verwaltet werden sollten; daß er für die veräußerten Domainen eine Entschädigung von zwei Millionen Franken erhalte."

Ferner: „daß dem Kaiser die Besetzung der erledigten Bischofsstühle innerhalb sechs Monaten zustehe; daß die Erzbischöfe die nöthigen Informationen vorzunehmen hätten, um die Würdigkeit der Erwählten zu erforschen; daß der Papst innerhalb sechs Monaten nach erfolgter Notification ihn einsetzen werde, im entgegengesetzten Falle aber das Recht der Investitur dem Erzbischofe oder dem ältesten Bischofe der Provinz zufalle; daß die Propaganda, die Pönitentiariate und Archive an den Orten sein sollten, wo der Papst sich aufhalte; daß dieser auf die Souverainetät von Rom verzichte und einwillige, daß der heilige Stuhl nach Frankreich verlegt werde."

Diese Uebereinkunft wurde am 25. Januar 1813 unterzeichnet, bei welcher Gelegenheit Hoffeste veranstaltet wurden. Pius VII. umarmte Napoleon, obgleich der Kaiser von der Excommunication, worein der Papst ihn gethan, noch nicht losgesprochen war. Die Kardinal-Minister wurden in Freiheit gesetzt und erhielten die Erlaubniß, mit dem Papste zu verkehren.

Augenblicklich begannen auch die Intriguen aufs neue.

Die Kardinäle Pacca und Gonzalvi setzten den Päpsten über die Folgen des Concordats, das er so eben vollzogen, in Besorgniß und bestimmten ihn, den Unfehlbaren, gegen seine eigenen Handlungen zu protestiren.

Die Erklärung, wodurch der Papst zwei Monate nach Unterzeichnung obiger Uebereinkunft gegen dieselbe protestirte, ist bekannt; er behauptete, Satan, der Geist der Finsterniß, allein habe ihm dieselbe eingeben können, ihm, der doch seiner eigenen Behauptung gemäß in allen Dingen und besonders in Angelegenheiten der Kirche einzig und ganz und gar von dem heiligen Geiste erleuchtet wird, weshalb er nicht irren kann!

Ein kaiserliches Dekret erschien dagegen; es erklärte die Aufrechthaltung des Concordats.

Eine Spaltung und große Verwirrung in der Kirche wäre unvermeidlich gewesen, wenn nicht die ungeheuere Wichtigkeit der politischen Ereignisse die Aufmerksamkeit von dieser Angelegenheit abgelenkt hatte.

Frankreich wurde eine Beute der gegen dasselbe verbündeten Mächte und konnte über diese Gefahr keinen Gegenstand des Streits in seinem Schooße hegen. Napoleon schickte den Papst nach Rom zurück, nachdem derselbe in seiner Hartnäckigkeit und Treulosigkeit seine Kirche durch das eigene Beginnen verrathen hatte.

Hier erschütterte eine heftige Bewegung Noemis Herz. Einige Erzählungen nämlich berichten, daß zur Unterstützung der harten Maßregeln, welche der Papst bei seiner Rückkehr

ergriff, fanatische Priester einen blutigen Kreuzzug gegen die eigenen Glaubensbrüder gepredigt haben. Sie vertheilten geweihete Dolche, um die Republikaner, die Ketzer und Juden, gegen welche man entsetzliche, der Wuth der Kannibalen würdige Drohungen ausstieß, zu ermorden. Die fremden Gesandten schritten ein und hinderten das scheußliche Vorhaben. Die Juden retteten ihr Leben, aber eine Confiscation nahm ihnen ihre Güter, überlud die Geplünderten mit Abgaben und sperrte sie wieder in die verpesteten Mauern des Ghetto.

Die Verfolgungen begannen mit der Barbarei einer alten, bösen Zeit.

Roms hauptsächlichstes Streben ging dahin, sich die Gewogenheit des neuen französischen Hofes zu sichern. Der Papst, der seiner Zeit Napoleon erhoben und den Kaiser mit so unendlichem Pomp in Paris gekrönt hatte, überhäufte jetzt Ludwig XVIII. mit Schmeichelei und Liebedienerei. Er legte ihm den Titel „fils aîné de l'Eglise“ wieder bei; allein der alte König, dessen Gesinnungen sich keineswegs den Anmaßungen Roms zuneigten, wußte sehr geschickt der Akte auszuweichen, welche zu einem neuen Concordate entworfen und auf die Franz des Ersten angelegt war, die den Zustand der Kirche um drei Jahrhunderte zurückbringen sollte. Man behauptet freilich, die Uebereinkunft sei vom Könige unterzeichnet; allein sie ist nie eine bindende gewesen noch geworden und der Sanction der Kammern niemals vorgelegt.

Diese Umstände trugen sich vor dem Schlage zu, der Napoleons Laufbahn ein Ende setzte.

Bei der neuen Rückkehr des Kaisers nach Paris flüchtete Pius VII. sich schmählich nach Genua. Napoleon schrieb dem Papste einen Brief, worin er ihm seine neue Thronbesteigung anzeigte. Dieses Aktenstück, welches der Geschichte angehört, zeigt, wie viel der Kaiser trotz seiner Maßregeln, die er gegen das Papstthum unternommen, auf dasselbe immer noch gab.

„Heiligster Vater, sagte er zu ihm, sie haben meine in dem Laufe des letzten Monats ereignete Rückkehr zu den Gestaden Frankreichs vernommen. Die wirkliche Sachlage dieses Ereignisses muß jetzt bekannt sein. Sie ist das Werk einer unwiderstehlichen Macht, das Werk des einstimmigen Willens einer großen Nation, welche ihre Rechte und Pflichten kennt. Die Dynastie, die dem französischen Volke von fremden Bajonnetten aufgebürdet worden, war seinem Charakter nicht angemessen. Die Bourbonen konnten sich weder mit seinen Gefühlen, noch mit seinen Bedürfnissen und Gewohnheiten befreunden; das Volk mußte sich wieder von ihm trennen. Sein Ruf scholl nach einen Befreier: ich bin herbeigeeilt. Von dem Punkte, wo ich die Küste berührte, hat mich die Liebe meines Volks bis in den Schooß seiner Hauptstadt getragen. Das erste Bedürfniß meines Herzens ist, so viel Liebe durch Handhabung ruhiger Ordnung zu erhalten. Die Wiederherstellung des kaiserlichen Throns war dem Glücke der Franzosen nothwendig; mein süßer

Gedanke ist, denselben zur Beruhigung Europas einzunehmen."

„Ruhm hat in hinlänglicher Fülle die Fahnen der verschiedenen Nationen bedeckt; der Wechsel des Schicksals hat große Verluste nach großen Erfolgen gebracht. Jetzt eröffnet sich eine neue Arena den Herrschern und ich bin der Erste, der sie zu betreten denkt. Nachdem ich der Welt das Schauspiel großer Schlachten gegeben, soll es mir eine liebere Pflicht sein, in Zukunft kein anderes Ziel zu erkennen als den Segen des Friedens, kein anderes Ringen als um das Glück der Völker. Frankreich ist stolz, dieses edle Ziel seiner höchsten Wünsche laut auszurufen, und wie eifersüchtig es auf seine Unabhängigkeit ist, eben so sehr wird es die unbedingte Unabhängigkeit anderer Nationen achten. Wenn dies, wie ich zuversichtlich hoffe, auch die väterlichen Gesinnungen Eurer Heiligkeit sind, so ist die Ruhe für lange Zeit gesichert und die Gerechtigkeit wird als einzige Schirmerin der Grenzen über den Staaten thronen."

Nach der Niederlage von Waterloo erholte sich der Papst etwas von seinem Schrecken und hielt noch einmal einen stolzen Einzug in Rom. Er hatte nichts Eiligeres zu thun, als Gesandte zu ernennen, die Ludwig den Achtzehnten bei seiner Rückkehr nach Frankreich bewillkommnen sollten.

Was Pius VII. 1814 nicht gewagt hatte zu verlangen, das forderte er 1815.

Der Kardinal-Legat Hercules Gonzalvi und der Bildhauer Canova, welchen das Kaiserreich mit Ehren und Wohl-

thaten überhäuft hatte, wurden beauftragt von den Siegern nicht blos die Herausgabe der eroberten Provinzen, sondern auch die der Gemälde, Statuen und Kunstgegenstände, welche Napoleon als Siegesmale in die Museen Frankreichs gebracht hatte, zu verlangen.

Ludwig der Achtzehnte fühlte sich von diesem Verfahren, das ihm ein Angriff der Nationalehre schien, so verletzt, daß er mit dem ihm eigenen schlagenden Witze versetzte:

Der heilige Vater nennt mich den erstgeborenen Sohn der Kirche, aber er behandelt mich, als wäre ich das letztgeborene Kind eines Lehnshauses.

Die Schmeicheleien Roms wendeten sich nun an die Prinzen der königlichen Familie. Man beutete mit berechneter Frömmigkeit den religiösen Hang der den Thron umgebenden Personen aus und umgarnte ihn durch den geheimen, mächtigen Einfluß vertrauter Individuen. In der Gegenwart sorgte man schlau für die kommenden Tage.

Die Geschichte der Wiedererscheinung und des Fortschreitens der Jesuiten in Frankreich im neunzehnten Jahrhunderte hält gleichen Schritt mit dem religiösen Fanatismus, den die Restauration wieder aufbrachte. Wir werden auf diesen Punkt und dessen Bestätigung durch historische Thatsachen bei einer andern Stelle dieses Buchs zurückkommen.

Nach dem Tode des siebenten Pius, der am 22. August 1823 erfolgte, bestieg Leo der Zwölfte am 27. September desselben Jahres den päpstlichen Thron. Ein Jahr nach

dieser Erhebung folgte auch in Frankreich ein neuer Regent, Karl der Zehnte, dem achtzehnten Ludwig.

Eine der ersten Handlungen des neuen Papstes war, den Kardinal von Clermont=Tonnerre, Erzbischof von Toulouse, der sich damals in Rom befand, einen Hirtenbrief einzugeben, welcher als erster Versuchsschuß dienen und Se. Heiligkeit in den Stand setzen sollte, aus eigener Wahrnehmung über die geistigen Verhältnisse in Frankreich zu urtheilen.

In dieser Homilie verlangte der Prälat legislative Modificationen, damit die Legislation des Königreichs in Harmonie mit den Kirchengesetzen gebracht werde. Die Wiedereinsetzung der Festtage, die pflichtgemäße Beobachtung der Kirchengesetze, die Wiederherstellung einer Menge geistlicher Orden, die Unabhängigkeit des Klerus und die Restitution der Kirchengüter machten die Liste der Verbesserungen aus, welche im Namen der Religion gefordert wurden.

Das war eine brutale, absurde Rückkehr zu den Gebrechen des alten Königthums. Ludwig der Achtzehnte, der zu klug war, um sich so gefährlichen Maßregeln preiszugeben, schien der allgemeinen Volksstimme nachzugeben, indem er eine königliche Ordonnanz erließ, welche diesen Brief für widerrechtlich erklärte und ihn als den Gesetzen des Königreichs und den Vorrechten der Krone zuwiderlaufend unterdrückte.

Der Papst fiel in eine lebensgefährliche Krankheit. Viele schrieben diesen Zufall dem heftigen Aerger zu, den

ihm der schlechte Erfolg des französischen, unter seinen Eingebungen handelnden Kardinals verursachte. Die Kardinäle glaubten schon zu einem neuen Conclave schreiten zu können, als der heilige Vater diese Hoffnungen auf einmal zerschlug und sich nach wenigen Monaten wieder erholte.

Um an dem königlichen Entschlusse, der ihm diesen Stoß versetzt, Rache zu nehmen, erließ Leo der Zwölfte eine Bulle bei Gelegenheit der Eröffnung der Ablaßfeier für 1825, in der er zu großem Schaden der Religion die politischen und religiösen Leidenschaften in mehreren Staaten beschwor. Hier verband er sich mit den Souverainen gegen die Völker, dort reizte er die Völker gegen die souveraine Autorität auf.

Mit den Einflüssen, welche von Rom ausgingen, lassen sich die unheilvollen Unruhen in den Kantonen Bern, Genf, Waadtland, einigen deutschen Staaten und Irland zusammen bringen. Die liberalen und philosophischen Ansichten wurden durch ein Rundschreiben für ganz Europa in Bann gethan.

Ganz besonders richtete sich dieser Bannfluch auf die protestantischen Gegenden.

Der heilige Vater sprach also:

„Es gibt eine Sekte, meine Brüder, welche sich den Namen Philosophen anmaßt und die zerstreueten Heerschaaren der Irrlehren wieder heraufbeschworen hat. Diese Sekte trägt außen den lockenden Schein der Frömmigkeit und Liebe zur Schau, bekennt die Toleranz, oder vielmehr den Indif-

ferentismus, und erstreckt denselben nicht allein auf die bürgerlichen Angelegenheiten, sondern auf die Religion selbst, indem sie lehrt, daß Gott jedem Menschen vollkommene Freiheit gegeben habe; so daß ein jeder ohne Gefahr für sein Seelenheil die Sekte oder Lehre annehmen und sich zu ihr halten kann, welche ihm nach seiner eigenen Ansicht am besten scheint. . ."

„Diese, scheinbar vernünftige, einladende Lehre ist im Grunde genommen absurd und ich kann nicht genug gegen die Gottlosigkeit dieser im Wahne befangenen Menschen warnen."

„Wie soll ich mich aussprechen? Die Unbilligkeit der Feinde des heiligen Stuhls ist so groß geworden, daß außer der Sündfluth verderblicher Bücher, mit denen dieselbe Europa überschwemmen, sie so weit gehen, die heiligen Schriften zum Schaden der Religion zu verdrehen. Ihre sogenannten Bibelgesellschaften verbreiten sich verwegen über die ganze Erde und vertheilen ohne Achtung vor den Ueberlieferungen der heiligen Kirchenväter und den Beschlüssen des Conciliums von Trient zuwider, welche verbieten, die heiligen Schriften volksthümlich zu machen, Uebersetzungen in allen Sprachen aller Völker der Erde. Mehrere unserer Vorgänger haben Gesetze zur Abwendung dieser Verderbniß gemacht, und auch wir finden uns, um unsrer apostolischen Pflicht nachzukommen, genöthigt, die geistlichen Hirten aufzufordern, daß sie ihre Heerden mit aller Sorgfalt von dieser verderblichen Weide fern halten. (Wohlverstanden! es han-

delt sich hier um die heiligen Schriften!) . . . Möge Gott ein Einsehen nehmen und diese zügellose Freiheit des Redens, Schreibens und Veröffentlichens unterdrücken und vernichten.“

Sieht man nicht heutzutage, zwanzig Jahre später, in der Schweiz und in Deutschland in dem Bürgerkriege und der zuckenden Bewegung der neuen deutschen Kirchenspaltung die blutige Erndte entsprießen, deren Samen die Bulle und der Hirtenbrief des Papstes von 1825 ausstreuete?

Die Ablaßprozessionen und die Gelübde des Königs zeigten dem Volke von Paris seinen Regenten und die königliche Familie in Gefolge von anmaßenden, stolzen Priestern. Das ganze Land empfand lebhaft die Demüthigung, welche die Nation in der Person ihres Oberhauptes erfuhr.

Hier müssen wir wiederum die Mittel, deren sich das Papstthum bediente, um seine Ansichten von einer allgemeinen Unterdrückung durchzuführen, auf einen andern Punkt verschieben. Noemi ward hauptsächlich von einem Gedanken bei der Erwägung der jüngsten Ereignisse ergriffen. Sie sah, welches Unglück und Leid der unversöhnliche Haß Roms gegen die Freiheits- und Civilisationsbestrebungen hervorgerufen hatte, und erkannte, daß dieser Haß die unreine, vergiftete Quelle sei, aus der die Uebel entsprangen, die ein ganzes Volk in seiner Grundfeste erschütterten und einen Thron stürzten.

Als die frömmelnde Camarilla, welche Karl den Zehnten umgab, diesen unglücklichen Könige überredete, daß sein Heil und das Heil Frankreichs auf dem Spiele stehe, wenn er nicht die liberalen Ansichten und philosophischen Ideen zum Schweigen brächte; als der römische Hof ihm die äußersten Maßregeln, zu denen man den verblendeten Fürsten fortriß, zu einer Gewissenssache machte, und in gleicher Weise dem Sinne des Herrschers wie des Christen eine falsche Richtung gab: glaubte der Klerus, daß er nach dem leicht über die Stimme der Nation und die öffentliche Meinung davon getragenen Siege alles, was er jemals besessen, wieder erlangen würde. Rom also hätte dadurch seinen alten Einfluß auf Staat und Kirche in den Staaten des allerchristlichsten Königs wieder erlangt.

Unter diesen trügerischen Einflüsterungen erschienen die der Freiheit so feindlichen Ordonnanzen. Die ersten Widerstreben blickte man mitleidig verächtlich an. Man sagte dem alten Könige, es handele sich nur um eine Hand voll Rebellen, mit denen man kurzes Spiel haben werde.

Der ungeheuer rasche Gang der Ereignisse zeigte, wie unsinnig und verkehrt die Hoffnungen und Anmaßungen des Klerus gewesen waren.

Nie war wohl ein Sieg reiner, als der, den das Volk von Paris **1830** erfocht. Sobald es Herr der unermeßlichen Stadt geworden war, zeigte es sich uneigennützig und edelmüthig bis zum Heroismus. Die Religion, die Diener derselben, die Kirche, der Kultus wurden mit Ehrerbietung

behandelt; durch nichts wurde der Friede und die Stille des Heiligthums gestört.

Nur ein einziger Priester wurde von den Menschen, die aus dem Kampfe für beschworene Institutionen wiederkehrten, beunruhigt. Dieser Eine war der Abbé Paravey, der in der Pfarrkirche Saint-Germain-l'Auxerrois angestellt war und von dem man eindringlich Gebet und Segen für alle in dem Kampfe Gebliebenen begehrte. Der Priester konnte diese Bitte nicht zurückweisen und als er die fromme Zeremonie geendet, führte ihn die Menge unter Ehren- und Dankbezeigungen aus der Kirche in seine Wohnung. Diese Handlungsweise hätte man der Großmuth der siegenden Gewalt zurechnen sollen, allein man schrieb sie der Schwäche zu und glaubte einen Sieg, der so bescheiden in seinem Glücke blieb, ungestraft herausfordern zu können.

Im nächsten Jahre, am 13. Februar 1831, machten unbesonnene Gemüther eine feindliche Manifestation, an welcher der Klerus offenbar Theil nahm.

Jener Tag war der Jahrestag des Todes des Herzogs von Berri, dieses Fürsten, der von der Hand eines Meuchelmörders gefallen war, dessen Mitschuldige man nicht zu entdecken vermochte, und von dem man sagte, er sei von einem Dolche getroffen, den liberale Ideen aus der Scheide gerissen. Die früher königliche Pfarrei gestattete, daß man in der Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois ein Todtenamt feierte. Diese Feier war eine beleidigungsvolle Anklage für die Principien, denen man den Mord so oft und so laut vorgeworfen

hatte. Das bislang ruhige Volk von Paris, welches die heiligen Hallen, wo fortwährend die Gläubigen sich versammelten, geehrt hatte, brach plötzlich aus seiner Milde auf und nun kannte sein Zorn keine Grenzen mehr. Es überfiel die Kirche, zertrümmerte die Zurüstungen der Leichenfeier und brachte Tempel und Altar zum Schweigen. Nur über Ruinen und Trümmer ging es aus der Kirche zurück.

Diese erste, heftige Darlegung genügte indeß seinem Zorne nicht. Es führte seine Schläge weiter und höher; und damit der Klerus wisse, welchen Gefahren er sich aussetze, schritt er gegen den Erzbischof selbst vor. Es zog in Masse vor den erzbischöflichen Palast, plünderte und zerstörte ihn von Grund aus, und damit kein Zweifel über die Absicht dieses Beginnens herrsche, so verbrannte es die gesammte Habe des Prälaten, dessen Lusthaus demselben Schicksale unterlag, oder warf sie in die Seine.

Dieser dreizehnte Februar **1831** trägt in den Fasten von Paris einen seltsamen Charakter.

Die Stadt wogte in Lust. Es war Fastnachtsdienstag. Maskenzüge durchjubelten die Hauptstraßen der Stadt. Die Boulevards und alle vorzüglicheren Verbindungsstraßen waren voll Wagen, Cavalcaden, fröhlichen Menschengruppen und allem Treiben eines Karnevals, der in diesem Jahre die ganze Unbändigkeit der erneuerten Einführung trug. Der Gegensatz war schroff. Auf dieser Seite wogten die Masken in den Alleen des Boulevards dahin; auf jener Seite strömte eine wüthende Volksmenge zu den Quais auf den Palast

zu, den ein einziger Schlag jener gewaltigen Kraft, welche man gemeinlich Aufruhr heißt, zertrümmerte. Hier ertönte Freudengeschrei, dort Verwünschungen; hier Lust, dort Erbitterung — auf jedem Punkte aber dieselbe Uebermäßigkeit, welche alle Bewegungen des Volks bezeichnet.

Die heraufbeschworene Volksgewalt und die Nationalgarde schaueten, die Waffen im Arm, auf den Fluß, wo die reichsten Möbeln, die kostbarsten Gegenstände fortschwammen; Niemandem fiel es ein, diese Trümmer, die der Strom dahinriß, zu retten.

An dem nächsten und den darauf folgenden Tagen vertilgte die Menge überall, sogar auf den Schlagthüren der königlichen Wagen, die Sinnbilder der gefallenen Macht und trat, wir müssen es sagen, das Kreuz mit Füßen, nicht etwa aus gottloser Wuth oder aus Haß gegen das verehrte Zeichen der Erlösung, sondern als das Merkmal und Symbol des römischen Vasallenthums.

In aller dieser Unruhe herrschte eine Stille, die sich nirgends verrieth; die Ordnung schien nicht einmal getrübt zu sein und außer dem Schauplatze der Vorfälle war die Stadt überall ruhig.

Die öffentliche Meinung gab zwar nicht ihre Billigung der Vorfälle zu erkennen, aber sie erklärte sich für dieselben. Und nach dem vollbrachten Werke trat alles ohne Weiteres in den gewöhnlichen Gang zurück.

Bei dieser Nachricht wurde Rom betroffen. Es sah in wenigen Stunden das Werk von dreißigjährigen Machina-

tionen und Kunstgriffen zerfallen. Nachdem das Gebäude den Juliusbewegungen widerstanden hatte, sank es vor dem einfachen Stirnerunzeln des Volks.

Damals herrschte eine gänzliche Niedergeschlagenheit in allen devoten Manövern und man verzweifelte einen Augenblick daran, die Macht, welche so gewaltsam den Händen der Kirche entrissen war, wieder zu gewinnen. Allein man verließ den verderblichen Pfad dennoch nicht.

Anfänglich suchte man in den grundzüglichen Gesetzbestimmungen des Staates die constitutionelle Suprematie des katholischen Glaubens aufrecht zu erhalten. Dieser erste Punkt war von Wichtigkeit und um ein günstiges Resultat zu erzielen, wendete man sich an einen Menschen, welcher vormals die Schriftsteller der Opposition vor den Tribunalen, wo man sie der Gottlosigkeit angeklagt, vertheidigt hatte, nachdem aber bei einer Prozession einen der Stäbe des Thronhimmels trug, unter dem ein Jesuitenpater im Amte saß. Dieser Mensch, der dem neuen Hofe zur vertrautesten Dienstleistung durch eine besoldete Stellung verbunden war, hatte einen scharfen Blick in die geheimen Sympathien gethan, welche für den Katholizismus bei einigen dem Throne nahe stehenden Personen lebten.

Die Ideen und Neigungen der italienischen Frömmelei, welche mit dem Blute empfangen und mit der Milch genährt waren, machten sehr geneigt zur Rückkehr zu den religiösen Nachgiebigkeiten. Man wußte in den gewissenhaftfrommen, aber schwachen, zaghaften Gemüthern mit der

größten Geschicklichkeit Zweifel zu erregen und ihnen glaublich zu machen, daß ein Widerstreben nach besten Kräften gegen die hereinbrechende Irreligiosität Alles zur legitimen Existenz führen könne und daß dies von dem Gebrauche abhänge, den man von einer Macht mache, welche wider alle menschlichen Leidenschaften stets die Pläne der Vorsehung hinsichtlich eines Staates anerkennen müsse, der im Schooße der Kirche nie aufgehört habe, das allerchristlichste Königreich zu sein.

Dupin der Aeltere, der den Interessen des Palais royal ergebene Rechtsgelehrte, wurde also beauftragt, in die neue Charte einzufügen, daß „die katholische, apostolische und römische Religion von der Mehrzahl der Franzosen bekannt werde.“ Hätte man damals den Muth gehabt, welchen man heutzutage wieder gewonnen, so wäre die ältere Declaration, welche die katholische Religion für die Staatsreligion erklärte, wieder aufgestellt. So aber bestätigen die in den bezüglichen Artikel enthaltenen, oben angeführten Worte nur ein einfaches Faktum, welches jeder Zeit aufhören kann zu sein, keineswegs jedoch wird dadurch ein Princip ausgesprochen. Man mußte sich mit dieser bloßen Erwähnung begnügen.

Was man auch anstelle, man wird in Frankreich schwerlich religiöse Leidenschaften beschwören. Von der wüthenden Ungläubigkeit des achtzehnten Jahrhunderts ist man in religiösen Angelegenheiten zu jenem Indifferentismus gelangt, den de Lammenais in den ersten Jahren der Restauration

so beredt bekämpfte. Von diesem Standpunkte aus sind die Geister zu einem leidenschaftslosen Skepticismus übergegangen, dem Bejahung wie Verneinung vollkommen gleich sind. Die Funken, welche von Zeit zu Zeit auf den politischen Heerd fallen, oder von ihm aussprühen, vermögen nicht, eine religiöse Gluth in Brand zu treiben. Die öffentliche Meinung hat sich von diesen Zwistigkeiten, in Frankreich wenigstens, abgewendet; man will und wird sich allerdings gegen jeden Priesterdespotismus und nöthigenfalls mit gewaltigen Nachdruck vertheidigen, allein niemandem fällt es ein, leidenschaftliche Angriffe zu machen.

Wir haben mehr als ein Mitglied des Klerus über diese verzweifelte Bewegungslosigkeit sich ereifern gesehen; ihnen wären die heftigsten Kämpfe weit lieber gewesen als der Indifferentismus. Mehr als einmal erhoben sie aus dem verlassenen, öden Heiligthume den Ruf voll Verzweiflung, und ein Leben voll Märtyrerthum war ihnen willkommner als dieser langsame Tod.

Die Eiferer (Zelanti) der gallikanischen Kirche hatten den rechten Augenblick nicht zu erfassen gewußt und compromittirten in dem Uebermaaße ihres lodernden Eifers die Sache, welche sie fördern wollten. Man hat gehört, wie sie als tobende Prediger sich gegen ein Jahrhundert ereiferten, das sich ganz und gar materiellen Spekulationen hingäbe und nicht einmal mehr sich gegen diejenigen ereifere, die es beleidigten.

Natürlich! diese großen Herzen mußten am Ende selbst zu der Ueberzeugung kommen, daß sie in unseren Tagen denn doch mit ihrer alten Manier ein Anachronismus seien.

Bald aber kamen neue Vorbilder von Rom, die besser abgerichtet waren und dem jungen französischen Klerus eine Taktik beibrachten, die gescheidter war, als alle jene heilige Wuth. Die frisch aus den Seminarien hervorgegangenen Geistlichen wurden angewiesen, sich in das Weltleben zu mischen; sie zogen Leute an sich heran, indem sie sich den Formen und Gebräuchen der Welt bequemten, und nicht länger mehr von sich zurückscheuchten, wie ihre Vorgänger gethan hatten.

Sie wußten die öffentliche Meinung dahin zu bestimmen, daß sie nicht so sehr von den irdischen Angelegenheiten fern ständen, um nicht denen, die sich gottesfürchtig und als ergebene Diener der Religion zeigten, nützlich werden zu können.

Dies war der Plan des Klerus unter der Restauration; es lag ihm damals gar nichts daran, die Gunst zu verheimlichen, in welcher er in den höheren Kreisen stand, vielmehr wendete er zur Vergrößerung seiner Macht und zur Erlangung des Einflusses und der Achtung, welche er begehrte, sich weit mehr an die Interessen und Leidenschaften der Menschen als an edlere Gefühle.

Nach 1830 fand sich der Klerus mit in die Niederlage gezogen und er konnte die Stirne nicht so hoch tragen wie 1815, da man in ihm den Anstifter des ganzen Aufstandes

gegen den von ihm verleiteten Thron sah. — Nur leise und verstohlen ließ man ihn wieder in seine frühere Stellung eintreten. Es wurde ihm ein geheimer Schutz und stillverdeckte Begünstigung nur unter der Bedingung zugestanden, daß er sich der erfahrenen Gunst nicht rühme. Er sollte sein neues Glück nur rathen lassen, nicht aber offen zur Schau tragen: ein florumzogenes, durchscheinendes Geheimniß sollte es sein, über dem stets der Schleier liegen bleibe, obgleich nur zum Scheine.

Sobald der Klerus sich hoher Protektionen selbst auf den Stufen des Thrones versichert hatte, handelte er mit weniger Umsicht; er wurde freier und umgreifender, wie dies überhaupt sein Charakter ist; er besticht gar zu gern mit seinen Connectionen und läßt seine Unentbehrlichkeit mit großer Eigenliebe allenthalben hervorblicken.

So zeigte er sich denn nun als das Band der Versöhnung zwischen den jählings aus einander gerissenen Theilen, welche sich einfach aus dem Grunde gleicher Interessen zu einander fanden. In der letzten Zeit sah man eine Menge Personen in dem politischen Gebiete auftreten, die man nur mit religiösen Angelegenheiten beschäftigt glaubte.

Diese neuaufkeimende Macht, die um den Thron herum aufsproßte, verdankte der Klerus vorzüglich den Frauen und der mystischen Empfindlichkeit des weiblichen Gemüthes. Dieser Hebel allein diente ihm erfolgreich. Drum verfuhr man dann auch gegen die übrige Welt in derselben Weise:

durch die Frauen bevölkerte man die leer gewordenen Kirchen auf's neue.

Hier müssen wir jedoch, um nicht mißverstanden zu werden, eine Erklärung einschalten, nämlich die, daß wir den französischen Klerus keineswegs der Sittenlosigkeit und Ausschweifung anklagen. Mit wenigen Ausnahmen, die sich menschlicher Weise nirgends vermeiden lassen, hat er sich seit einem Jahrhunderte bedeutend verbessert und ist eben so fern von der Zügellosigkeit und Weichlichkeit des alten Klerus wie von der Verderbtheit des römischen.

Der katholische Kultus, so wie ihn das Kaiserreich wieder eingeführt hatte, entfaltete nur in einzelnen reichen Metropolitankirchen Pracht beim Gottesdienste. Fast überall sonst war er einfach, oft ärmlich und selbst von den nothwendigsten Dingen entblößt. Vorzüglich auf dem Lande machte sich dieser Mangel in hohem Grade geltend.

Unter der Restauration strengte sich der Klerus an, den Kultus in allen katholischen Kirchen mit der blendenden Pracht wieder aufzuführen, der die Menge besticht und anlockt. Die Freigebigkeit, welche ihm erwiesen wurde, und die frommen Geschenke, die er von allen Seiten her wieder annehmen durfte, schienen die Bestrebungen seiner Eitelkeit zu begünstigen. Allein trotz aller Bemühungen und des großen angewendeten Aufwandes konnte er lange Zeit jenen Reiz, jene weltliche Eleganz und anziehende Pracht nicht erreichen, bis ihm Rom endlich geschickte Lehrmeister sendete.

Der Kultus in den französischen Tempeln, welcher bisher den materiellen Bestechungsmitteln fremd geblieben war, wurde auf einmal rein sinnlich.

Das Signal zu dieser Umwandlung gab Paris, wo die Kirche St. Roche zuerst den Ton angab.

Man hat oft von den koketten Abbés das ancien régime geredet, welche man frisirt und parfümirt antraf: junge Stutzer mit geschniegeltem Gesichte, blitzenden Aeuglein, zierlichen Händchen, vollkommnen Füßchen, straff geformter Wade, weißen Zähnen, rothen Ohren und blühenden Wangen, mit feiner, geschmeidiger Taille, und dem Ausdruck genußsüchtiger Lust im ganzen Wesen. Sie lebten in Weichlichkeit, in galanten Plänchen, Seide, Parfümerien und Spitzen.

Später fand man diese Erscheinungen in Klöstern thronend wieder als souveraine Herren mit fetten Präbenden und reichen Benefizien mit Krummstab und Mitra, die ihr Wappen auf den Altar pflanzten und in fortwährendem Wohlleben schwammen.

Diesen durch die Revolution verloren gegangenen Typus sah man erstaunt in der Pfarrkirche St. Roche zu Paris wieder auftauchen und schnell das Bisthum sich damit umkleiden. Der Abbé Olivier, der obere Geistliche jener bedeutenden Pfarrei, welche unter ihren Pfarrkindern Häuser zählte, die durch Stellung und Vermögen sich auszeichneten, verstand es vortrefflich, seine Kirche in einen Ort umzustalten, wo die glänzendste Gesellschaft sich im Schooße ihrer feinsten

Zirkel und der herrlichsten Gemächer von der Welt glauben mußte.

Durch die Vorsorge dieses Geistlichen wurde das Chor der Kirche wie ein prächtiger Salon verziert. Kostbare Möbeln, Gold, Sammt, Marmor, weiche Teppiche, dicke Polster mit schweren goldenen Verzierungen; die Bronze- und Goldschmiedearbeiten, die ciselirten Lampen und die ausgesuchte Feinheit der Stickereien des Altars wetteiferten, die anmuthige Harmonie dieses wonnigen Aufenthalts zu verschönern. Es versteht sich von selbst, daß die übrigen Theile der Kirche mit nicht geringerer Pracht ausgestattet wurden.

Die Kirche St. Roche besaß die schönsten und reich geschmücktesten Schweizer von der Welt. Dieselben trugen wehende Federn und dicke Epauletten wie Generäle. Beim Beginn der Zeremonien sah man sie aus der Sakristei schreiten in der Tracht festlich gekleideter Huissiers, eine lange silberne Kette um den Hals wie in den Palästen der Minister und der Aristokratie.

Hinter dem Chor baute man eine privilegirte Kapelle. Auf dem Altar befand sich das Abbild der Arche des Volkes Gottes mit goldenen Cherubinen; vor derselben hingen von der Höhe des Gewölbes herab goldene Lampen. Dieser ganze Raum war mit den ausgesuchtesten Geschmacke ausmöblirt; bei dem Geringsten war auf Behaglichkeit und Wohlbefinden Rücksicht genommen.

Die Phantasienagorie, welche mit dem Kalvarienberge in katholischen Ländern getrieben wird, wurde beibehalten und durch neue optische Effecte verschönert. Was nur immer zur Bestechung des Gemüths durch den Reiz der Sinne beitragen kann, wurde mit berechneter Künstlichkeit angebracht.

Die hohen Fenster des Kirchenschiffs warfen ein zu starkes Licht herein; man überzog sie mit Vorhängen von Mousseline, welche die Helle dämpften und nur einem Halblichte, einem gemäßigten, milder gemachten Glanze den Durchbruch erlaubten.

Man würde sich sehr täuschen, wenn man glaubte, der Pfarrer von Saint-Roche habe alle diese Herrlichkeiten für das gewöhnliche Volk angeordnet; er spekulirte dabei auf eine ganz andere, ausgewählte Gesellschaft: den Reichen und Großen wies er in dem Hause Gottes die ersten Plätze an, welche Christus den Armen, Demüthigen aufbewahrt hat.

Zu allen Zeiten hat die Kirche, insbesondere aber die römische Kirche die Musik für ihre Zwecke angewendet, ja sie war gewissermaßen die Heimath derselben und diese Kunst verdankt ihr mancherlei Förderung wie Beeinträchtigung. Der Pfarrer von Saint-Roche wollte, daß seine Kapelle der der Metropolitankirche nicht nachstände. Er hielt ein Orchester und Chöre, deren Aufführungen zur Bewunderung hinrissen, dabei verstand er es ganz vortrefflich alle Solennitäten und Kunst aufzusuchen, und oftmals vereinigte er in den Hallen seiner Kirche die berühmtesten Musiker und Sänger und die gefeiertsten Künstler.

Dieser neue Gebrauch kam in die Mode und was nun auch die Ursache dieses allgemeinen Zudrängens sein mochte, genug, ein gewaltiger Strom von Menschen floß nach Saint-Roche zusammen.

Sobald der glückliche Pfarrer seine Wünsche verwirklicht sah, so legte er die letzte Hand an die innen und außen noch zu treffenden Vorkehrungen. Die Façade wurde restaurirt, ein hoher Aufgang mit einem Gitter mußten dem Gebäude den Eindruck eines großen Baudenkmals geben. Der innere Raum des Schiffs wurde von den Hallengängen der Kirchen durch Barrieren getrennt und nur gegen Zahlung war es erlaubt in diese vorbehaltenen Räume einer privilegirten Klasse zu dringen; die Sitze erhielten einen bestimmten Miethtarif, dessen Aufkommen von der Kirche, welche sie geliefert hatte, bezogen ward und einen unermeßlichen Gewinnst abwarf. Aber selbst in diesem von den übrigen abgesonderten Theile gab es wiederum verschiedene Abstufungen; die der Kanzel oder der Orgel zunächst liegenden Räume waren ausschließlich Personen von einer gewissen Qualität, einem gewissen Range oder gewissem Vermögen vorbehalten. Natürlich, um des lieben Vorzugs willen that man schon etwas und der Herr Pfarrer war der Einzige der über die Vergebung der Plätze zu bestimmen hatte; so strömte denn alles was sich bei dem religiösen Pompe in seinem Glanze zeigen wollte, nach Saint-Roche.

Aber in der That nichts kommt der Pünktlichkeit und der reizenden Mannigfaltigkeit der Prozessionen gleich,

welche unter dem Bogen der Seitenschiffe dahinzogen und majestätisch dem Chore zuwandelten. Die Priestergewänder glänzten von Gold und Stickerei, der Altar warf ein Strahlenmeer von Lichtern, die Melodien des Chors, die Harmonie des Orchesters und die mächtigen Modulationen der Orgel spendeten einen abwechselnd ernsten, erschütternden oder berauschenden Eindruck.

Ein andres, ungemein einflußreiches Mittel Mengen in die Kirche zu ziehen, war die Wahl der Prediger; man sah die Kirchen sich um berühmte Redner streiten, wie Theaterunternehmer sich um berühmte Schauspieler abmühen, ein Vergleich, dessen wir uns bedienen durften, ohne zu übertreiben oder anzüglich zu werden. Das Treiben der Predigten wurde durchaus im Sinne der Theater betrieben. Die Predigten wurden im Voraus angekündigt. Die Kanzel, welche ihrer evangelischen Bedeutung nach vor allen Dingen auf Bescheidenheit und Demuth sehen soll, strebte nach Lärm, Glanz, öffentlichen Beifall. Man ging weiter, die Predigt verließ die Form und Sprache, welche ihr eigenthümlich waren, und nahm den Paradegang, die oratorischen Gebräuche und den Styl der Tribüne, der Schuldisputation und der Polemik an. Ja, nicht selten sogar ließ sie sich auf literärische Neuigkeiten moderner Ideen ein, welche eben großes Aufsehen in der Welt machten. Es handelte nicht mehr wie vormals darum durch die Predigt zu überzeugen, zu erheben, man wollte nur gefallen und verlocken, und die Masse war leicht zu gewinnen.

Der Pfarrer von Saint-Roche erntete für diese allzuchristlichen Bemühungen öffentliche Bezeugungen hohen Wohlwollens. Sobald es besser bekannt wurde, daß es sehr nützlich sey, sich in dieser Kirche zu zeigen, welche der Hof adoptirt hatte, traf man hier immer feine Weltleute, Würdenträger und alle die nach irgend etwas strebten und sich zu diesem Zwecke doch wenigstens einmal im Jahre daselbst sehen ließen.

Zu diesen so großen Verlockungskünsten that man, sobald es thunlich wurde, andere Hülfsmittel hinzu. Man schuf eine Masse von Brüderschaften für Männer und Frauen, für Jünglinge und Jungfrauen, sowie für Kinder beiderlei Geschlechts; man brachte jene Unzahl von Andachts- und Frömmigkeitsübungen in Gang, die eher ein süßes Spiel als fromm sind und sich immer mehr an das Herz halten als an den Geist.

Man erfand um diese Zeit die neue Feier des Marienmonats *).

---

*) Marienmonat ist der Monat Mai, dessen ganze Zeit in katholischen Ländern der Mutter Christi ausschließlich gewidmet ist. Es gibt besondere Vorschriften für die Feier dieses Monats, die eine durchaus sinnliche berauschende ist. Die Kirchen werden mit Blumen geschmückt, die Altäre zeigen ihre höchste Pracht im Schmuck und Anordnung und die heitersten Melodien begleiten die Feierlieder der Marie. Italien, Frankreich und Belgien feiern den Marienmonat in der lebendigsten Weise, zu deren Erhöhung der leichtere, raschere Gang der dortigen Kirchenmusik beiträgt. Prozessio-

Die Einrichtung dieser Feier hatte nicht blos den Zweck, der Feier des Kultus der Marie eine Masse von bereitwilligen Dienern der Kirche zu liefern und den Chor mit reinen sonoren Stimmen zu verschönern, blühende Gruppen, deren frisches, unschuldiges Aussehen und züchtige Haltung für den blasirten Blick so vielen Reiz hatte; vielmehr waren die Aufnahmen unter die Diener der Marie bestimmt; den jungen Pfarrkindern demüthige Ordnung beizubringen und sie als ergebene Soldaten der Priesterschule einzuregistriren. Es wurden Familien eingeschrieben, wo es sich scheinbar nur um eine einzelne Person handelte und der Einfluß der Pfaffen erstreckte sich sehr bald eben so auf die Eltern, wie auf die Kinder.

Der Pfarrer von Saint=Roche machte aus seiner Pfarre bald etwas mehr als eine Pfarre; er leitete nicht seine Gläubigen, sondern er regierte über sie, und wenn die unteren Klassen die Masse seiner Unterthanen bildeten, so machten die höherstehenden Personen seinen Hof aus.

Es war ein stattlicher Anblick ihn auf dem Chore thro=

---

nen nach Marienkirchen, die im Geruche eines Wunder=Marienbildes stehen, werden veranstaltet und führen den ausschließlich dem Mariendienste gewidmeten Brüderschaften neue Mitglieder von Knaben und Mädchen, meist aus einem von Priestern geleiten Pensionate zu, welche ihr Gelübde in einer silbernen oder goldenen Kapsel in Form eines Herzens im Tempel niederlegen. Es gibt solcher Marienkirchen, die blos an diesen Herzen einen ungeheuern Reichthum besitzen.

nen zu sehen unter dem strahlenden von Goldstickereien funkelnden Himmel! Seine Haltung war ganz und gar die eines Papstes; um ihn herum Huldigungen und Verehrungen, die er zwar nicht auferlegte, aber deren Darbringung er sich zu verschaffen wußte. Der Pfarrer von Saint-Roche fungirte in seiner minder auffälligen und beschränkteren Sphäre inmitten eines ohne Unterlaß demüthig gebeugten Klerus, wie es nur immer in den Basiliken der mächtigsten Bischofssitze der Fall sein kann.

Diese Oberherrlichkeit war keineswegs eine minder überraschende Begebenheit dieser Epoche. Große und Kleine, Alle huldigten den Anmaßungen, welche mehr als einmal über die Schwelle des Tempels hinauszugehen versuchten.

Saint-Roche hatte zuletzt sogar das Glück, den heisesten seiner Wünsche in Erfüllung gehen zu sehn; die Königin läßt sich eine Tribüne in dieser Kirche errichten, wodurch dieselbe das Ansehn einer Hofkirche bekommen wird.

Die Pfarrer von Paris standen von alter Zeit her in dem Rufe einer aufrichtigen demüthigen Frömmigkeit. Man erkannte stets gern an, daß sie an die Reichen sich nur wendeten, um für die Armen sorgen zu können. Wollen wir nun nicht geradezu behaupten, daß dem nicht mehr so sei, so können wir doch nicht umhin die Veränderungen anzugeben, welche die Ausübung christlicher Milde ihnen ungemein erschwert haben.

Wie schon erwähnt ging der Kultus der Pfarrkirchen von Paris in früheren Zeiten nicht darauf aus, mit eitler

Pracht zu glänzen; allein seitdem die eitle Prunksucht, zu der Saint-Roche den Ton angab, sich in allen Kirchen der französischen Hauptstadt geltend gemacht hat, müssen wir annehmen, daß die Nothleidenden durch den Aufwand, der die reicheren Klassen anziehen soll, manchen Schaden gelitten haben.

Dieses prunkvolle Bestreben wurde so sehr zur Sucht, daß man in allen Kirchen den Hang zu glänzen und zu Ausschmückung des Tempels die Mittel zu verschwenden, welche billigerweise eine andere Verwendung hätten erfahren sollen, hervortreten sah. Fast keinen Ort fand man, wo sich nicht dieser stolze Glanz geltend machte, dessen Gesuchtheit und Koketterie dem Cultus jene Würde nahm, welche Andacht und Verehrung einflößt, und dafür neugierige Schaulust an die Stelle setzte.

Saint-Sulpice zeigte voll Stolz die Sprößlinge seines jungen Seminars. Man errichtete Notre Dame de Lorette in Form eines Bethauses, das dem Putzzimmer einer koketten Dame ähnlich sieht, und die Madelaine, deren corinthische Physiognomie an einen heidnischen Tempel erinnert. Die französische Kirche brachte selber durch ihre Nachahmung der Aeußerlichkeit und Sinnlichkeit Roms das religiöse Gemüth auf Irrwege.

Die christliche Kunst verschwand.

Indeß besserten die Kirchen von Paris ihre alten Schadhaftigkeiten aus. Prachtvolle Glasmalereien, glänzende Auffrischungen, Fresken, Gemälde, bezaubernde Orgeln,

Sculpturen, Meisterwerke in Ciselirarbeit, Holz, Bronce und Marmor, von der erfinderischsten Kunst ausgeführt, stellten die ursprüngliche Pracht der Gebäude wieder her, oder thaten neue Schönheiten hinzu; allein allen diesen Arbeiten und Anstrengungen, allen diesen Verschönerungen, fehlte die Seele, der Odem der Religion.

Die vielfachen Restaurationen stellten diesen Mangel recht ins Tageslicht. Es mischten sich in störender Weise die Style, das moderne gothische stand widerstrebend an der Seite der alten höhern gothischen Baukunst; es hatte nicht die Kraft zum Gebete zu wecken, in seiner koketten Manier lag nicht jene Sammlung und Melancholie, welche mit heiligem Fittig durch die alten Wölbungen wehte, seine schreienden Töne störten die Erhebung.

Dieser mißgegriffene, lückenhafte Charakter fand sich überall.

Es gab wohl zu keiner Zeit so viele wohlthätige Vereine, als gerade in der gegenwärtigen; die edlen Damen wetteiferten um die Ehre, bei allen Gelegenheiten zu betteln. Es macht ihnen großes Vergnügen, die Allmosenbüchse recht anzufüllen, sie befassen sich damit an allen Orten und zu allen Zeiten, es ist dieß ein Gedanke der sie zu jeder Stunde beschäftigt. Keineswegs wollen wir dies verdächtigen, es wäre unrecht ihnen dieses auszulegen, als thäten sie es nur des Vergnügens, der Zerstreuung willen, als haschten sie aus Eitelkeit darnach, bei jedem Vergnügen, bei jeder Zerstreuung milde Gaben zu erbitten und einzusammeln; vielmehr ist

diese hartnäckige Wohlthätigkeitssucht sehr rührend und zu keiner Zeit so weit getrieben als in unseren Tagen. Allein es scheint uns fast, als ob diese gewaltsam oder künstlich hervorgerufenen Wohlthätigkeitsvereine eben ein Beweis wären, daß die wirkliche Wohlthätigkeit nicht existire. Wo nicht freiwillig gegeben, da brandschatzt man. Und man sehe nur: es ist die Eitelkeit, bei der Alle in Contribution gesetzt werden: man gibt viel, um möglichst viel zu scheinen, und die vornehmen hübschen Bettlerinnen rechnen am Ende die Gaben, welche sie empfangen, doch nur ihren eignen Verdiensten zu. Dieser falsche Betrieb der Milde ist nichts weiter, als ein Sporn der Eigenliebe und sicher sind die Armen, in deren Namen alle Welt zu handeln scheinen will, es doch am wenigsten, woran dabei gedacht wird.

Wenn der zu solchen Sammlungen angesetzte Tag anbricht, und die glänzende Welt in der Kirche sich vereinigt, so bekommt die ganze Angelegenheit ein so hoffärthiges, zerstreutes Ansehn, das auch nicht ein Gedanke von dem frommen Gefühle, welches man zu solchen Werken der Liebe mitbringen muß, vorhanden ist. Man kennt die Namen und Titel der Almosensammlerinnen und flüstert sie sich leise zu; man gibt etwas darauf, sich durch die Größe seine Spende bemerklich zu machen und nur der Stolz besiegt hier den Geiz.

Die Vorbereitungen und Arrangements vor der Predigt sind aufs Haar dieselben wie abends bei Beginn eines Theaterstücks; man grüßt sich, man winkt sich zu, man

wechselt Lächeln, und seine Höflichkeitsformeln ohne Treue und Wahrheit werden leise geflüstert; man schwatzt von dem, was man hören soll und bei diesen Vorbereitungs-Unterhaltungen bildet stets der Prediger den Gegenstand, um den das Gespräch sich dreht.

— Ist er jung?

— Ist er schön?

— Wo hat er schon gepredigt?

— Haben Sie den Abbé Nr. . und Abbé C.. schon gehört?

Das Geklirr der Hallebarde des Schweizers, das in drei mächtigen Schlägen wie bei einer Staatsrepräsentation erschallt, setzt diesem Weibergeschwätz ein Ende. Der Redner ist auf die Kanzel gestiegen, man kennt ihn, seine Redeweise hat sich den Ruf der Beredsamkeit erworben.

Eine zufriedene Bewegung nimmt ihn freundlich auf. Er verbeugt sich mit reizender Demüthigkeit und beginnt seine Predigt.

Ein neues Geräusch läßt sich vernehmen und durchfliegt die ganze Versammlung; der Text der Predigt ist mit ausgezeichnetem Takt gewählt. Derselbe ist gewöhnlich einer jener ahnungsreichen Sprüche, an denen die Bibel so reich ist und die nur deshalb zur Seele zu sprechen scheinen um das Herz zu rühren.

Dieser Text wird zuerst von dem Redner nach dem Gebrauch der römischen Kirche, wie er sich in strengkatholischen Ländern erhalten hat, in lateinischer Sprache vorgetragen,

und wenn ihn der Prediger in seine Muttersprache übertragen hat, so entsteht nochmals ein Murmeln des Beifalls, und tausend kleine Geräusche mit Stühlen und das Ordnen der Gewänder zeigt ihm an, daß ein jeder sich bereitet, ihn mit ungeduldiger, begieriger Erwartung zu vernehmen.

Die christliche Liebe ist so ein Gegenstand, der unendlich reich an salbungsvollen Herzensergießungen ist, und wenn der Redner von dieser Liebe des Nächsten spricht, welche die Gottheit den Menschen vorschreibt, so weiß er seine Predigt gar herrlich mit dem rothen Schimmer irdischer Liebe zu durchweben. Es weht in dem ganzen mystischen Gepränge, womit er sich an das leicht erregliche Herz wendet, ein geheimer Bezug, eine glühende Ahnung, die der Sprache der menschlichen Leidenschaft so ungemein ähnlich ist. Und diese Kunstgriffe sinnlicher Bestechung sind es, wodurch diese Leute in jüngster Zeit sich die größten Triumphe der Kanzel erworben haben.

Ja, man muß es sagen, der Ton der Predigt setzt eigentlich nur den Roman fort, den man abends zuvor aus der Hand gelegt, oder das Feuilleton des Morgens.

Und wie gelehrt der Prediger thun kann, wie gewichtig er spricht, wenn er auf ein Dogma zu reden kommt. Es ist gerade als hörte man einen wohlweisen Senator in Perücke oder die hochgelahrte Magnificenz eines Rectors des vorigen Jahrhunderts reden.

Vorzüglich im Schlusse seiner Predigt kann man den Redner des Herrn die reichste Verschwendung, die größte

Salbung, den wortreichsten Pomp schöner Phrasen entwickeln hören. Mit aller Kunst gesuchter Beredsamkeit strebt er die Herzen zu rühren, die weiblichen Gemüther aufzureizen und sie zu reichen, vollen Spenden zu bestimmen, denn dies ist am Ende doch der Hauptzweck der ganzen Zeremonien.

Zu Ende der Predigt stellen sich die Almosensammlerinnen und ihre Kavaliere zu beiden Seiten aller Ausgänge der Kirche auf, und wenn die Zahl derselben nicht ausreicht, um alle Punkte zu besetzen, so schließt man die Thüren, wohin man keine Sammlerinnen stellen kann, damit ja die ganze Menge gezwungen wird, durch das Kreuzfeuer der Brandschatzerinnen zu ziehen, um den Pfennig, den man giebt, sich nachzählen zu lassen.

Zum Glück können wir versichern, daß diese Gewaltmaßregeln, welche mit dem gelindesten Ausdrucke als sonderbar bezeichnet werden dürfen, etwas Neues in den Pariser Kirchen sind, und schwerlich werden sie sich gleich allem Uebertriebenen lange halten.

Nachdem die französische Kirche sich der Ausbeutungswuth hingegeben hat und dadurch aus den Grenzen ihrer alten Einfachheit gehoben ist, ist sie durchaus theatralisch geworden, wie die römische Kirche. Sie hat wohl Massen angezogen, aber sie hat die Andacht und Erbauung fortgescheucht.

In bizarrer Wechselseitigkeit kopirte, während der religiöse Cultus den Spielen der Bühne ihre Dekorationen und Pomphaftigkeiten abborgte, das Theater die Feierlichkeiten der Kirche. In Saint-Roche sah man die Theatersänger

in den Kirchenchören; in der Oper fand man die kirchliche Cavalcade der „Jüdin,“ die Messe in „Robert der Teufel,“ das Todtenamt in „Dom Sebastian“ dem katholischen Zeremonial entlehnt. Dieselbe Vermischung fand in nicht geringerem Maaße zwischen Welt und Kirche statt, des Abends fand man auf dem Balle als erste Damen dieselben Frauen, welche man Morgens als Almosensammlerinnen gesehen hatte. In der Kirche zeigten sie sich züchtig gekleidet wie Madame Maintenon, in den Salons sah man sie in wollüstigem Schmuck der Dubarri. Die französische Kirche und die feine Welt sind mitsammen in römische Devotion verfallen, ganz äußerlich und ohne Gehalt für Gemüth und Verstand.

Um diesen Uebelstand zu entschuldigen und das Auffallende desselben zu rechtfertigen, hat man vorgegeben, daß die Kirchen keine Almosen mehr empfingen. Wir wollen schon glauben, daß die Einnahmen der Kirchenstöcke durch dieses Verfahren vergrößert sind, allein es ist auch eben so gewiß, daß die Kosten des Cultus durch den Glanz, womit man sie umkleidete, den Antheil der Armen doch noch weit geringer gemacht haben.

Als der Cultus der Kirchen Frankreichs noch seine einfache Würde hatte, die ihm jetzt gänzlich fehlt, stand das alles besser, denn in den Herzen wurde frommer Sinn und Gottesfurcht genährt. Dies sucht man jetzt durch Brüderschaften zu ersetzen, welche sich aber nur in den kleinlichen, abergläubischen Stückwerken und Förmlichkeiten der entarteten römischen Kirche umhertreiben. Wie sehr widersprechen

dieselben der Größe des christlichen Dogma, wie ärmlich stehen sie neben der Erhabenheit desselben da! Statt der Huldigung, die der Majestät der Gottheit würdig war, haben sie leere Förmlichkeiten hingesetzt, welche zur Maske versteckter Heuchelei dienen.

Der Gesang der Hymnen, der Marienmonat, die Feier zum heiligen Herzen, und tausend andere Erfindungen der Sakristeien wuchern mit ihrem weltlichen Reize zum Verderben des ursprünglichen Dienstes der Gottheit als Schmarozerpflanzen auf dem Baume des Glaubens.

Die Priester wurden durch solche Ermuthigungen schnell von aller zeitlichen Ehrsucht entflammt und bemächtigten sich aller Hebel, die ihren Wünschen entsprachen und ihren Zwecken dienen konnten. Die Erziehung der Kinder schloß ihnen die Familienkreise auf und gestattete ihnen sich in die Interessen des häuslichen Heerdes einzuschleichen.

Wir geben ein schlagendes Beispiel.

Als Talleyrand so krank darniederlag, daß man an seinem Wiederaufkommen verzweifelte, sprach der Erzbischof von Paris in einer der Versammlungen, welche um diese Zeit so häufig in seinem Kirchsprengel wurden, mit Enthusiasmus von dem Ruhme, den der Clerus von Paris durch die Bekehrung eines Mannes erndten könne, der so notorisch ungläubig war, wie der ehemalige Bischof von Autun. Der Abbé D... einer der berühmtesten Prediger dieser Zeit, faßte den Vorschlag auf. Er war bei der Pfarre de l'Assomption angestellt, wo eine Großnichte von Talleyrand zu

ersten Kommunion vorbereitet wurde. Es war dem Abbé leicht, sich bei dem Kinde einzuschmeicheln, und dies gelang ihm so gut, daß die Großnichte bei ihrer Rückkehr nach Hause von nichts sprach, als von dem Herrn Abbé und mit großer Gedächtnißfertigkeit wiederholte, was sie von ihm gehört hatte. Talleyrand, der sehr gern mit seiner Großnichte plauderte, war über die Fortschritte, den Herz und Verstand des Kindes in den Unterhaltungen mit dem Geistlichen gemacht hatten, erstaunt; er äußerte den Wunsch, ihren geschickten und verständigen Lehrer zu sehn. Die Großnichte führte den Abbé D. . ., einen übrigens wohlverdienten Mann, zu ihm. Talleyrand war auf das Günstigste von ihm eingenommen, er empfing den Priester gütig und der Abbé setzte sich bei ihm so in Gunst, daß er gern auf ihn hörte. Den Rathschlägen dieses Priesters sind die Zugeständnisse, welche der ehemalige Prälat während seiner letzten Augenblicke in Bezug auf Gott und Kirche machte, zuzuschreiben.

Wir haben diesen Zug unter vielen gewählt, weil wir bei Anführung von anderen nicht gern in den Verdacht böswilliger Absicht kommen möchten, und weil er beweist, zu welch unerwarteten Resultaten die geringsten Umstände, die scheinbar unbedeutendsten Beziehungen durch eine geschickte Hand gedeihen können.

Das Aufsehen, welches die vorgebliche Bekehrung Talleyrands machte, ist noch nicht vergessen und war so groß,

daß ein anderer berühmter Prediger der Abbé de Ra... den Abbé Du. . . beneidete.

Der Scandal des Stuhlhandels — bekanntlich werden Sitze in französischen Kirchen nur gegen Erlegung eines gewissen Geldes verabreicht — gegen den sich die Stimmen sogar bis vor die gesetzgebenden Behörden erhoben, und die Sitte fester Miethplätze wie im Theater hat sich durch alle Pfarren von Paris und fast sämmtliche Kirchen Frankreichs verbreitet. In der Religion, deren Grundcharakter brüderliche Liebe und Gleichheit ist, wird sogar der geringste Umstand benutzt, um die Aristokratie oder die irdisch Reichen von den Armen zu unterscheiden und zu bevorzugen.

Die Lotterie von Saint-Eustache setzte diesem weltlichen Unwesen in der Kirche die Krone auf. Alle Listen, alle frommen und ehrbaren Ränke und Kunstgriffe, wie sie nur in den gewöhnlichen Lotterien stattfinden können, wurden bei dieser andächtigen Tombola, um welche Rom Frankreich beneiden kann, in Bewegung gesetzt. Der Werth der Loose wurde in die Höhe getrieben, die Ausgabe der Billette wurde mit allen Künsten der Verführung betrieben; um einen tüchtigen Gewinn zu erzielen, schloß die Kirche einen Bund mit Satan und seinen Werken; die Gewinnsucht wurde mit lügnerischem Gepränge aufgestachelt, um die Menge anzuziehen, und List, Betrug, Ränke und alle Mittel, die die Kirche verdammen soll, wurden von ihr als Hebel benutzt.

Darf man sich unter solchen Umständen wohl noch beklagen, wenn die Welt in ihrem Indifferentismus das nicht

ernstlich aufnehmen kann, was diejenigen, deren Beruf die Erhaltung der Achtbarkeit desselben ist, mit solcher Ungeziemendheit behandeln und durch Eigennutz in den Koth hinabziehen.

Die Unseligkeit des römischen Einflusses macht sich auf das Tiefste fühlbar. Es ist die römische Macht, welche die Bischöfe gegen die Autorität des Staates aufwiegelt; es sind die päpstlichen Einflüsterungen, welche die Widersetzlichkeit derselben billigen, aufreizen und bestärken, und bis in die untersten Grade des französischen Clerus dasselbe sinnliche Bestreben verbreiten, welches das Bisthum an den Tag legt. Oder woher sonst käme dieser Geist der Zwietracht wenn nicht von Rom, welches in seiner beanspruchten geistlichen Oberhoheit die Unterthanen von ihrem nationalen Gehorsam losreisen will, indem es behauptet, daß es sie zur Unterwürfigkeit gegen die Souveräne führen wolle?

In Rom haben die ereiferten Prediger ihre falsche Glut geholt, mit der sie die liberalen Institutionen verfluchen und verdammen. Haben wir nicht diese Mönche in den Pariser Kirchen in ihrem Ordensgewande die Kanzeln besteigen sehn?

Woher kommen sie?

— Von Rom.

Der päpstliche Hof klagt, daß die französischen Ideen die politischen Gebräuche der Unterthanen verderben.

Mit weit größerem Rechte darf Frankreich sich beklagen, daß die römischen Ideen seinen Cultus verfälschen, ihn von

der alten Aufrichtigkeit abwenden und auf weltliche Pfade irre führen.

Rom klagt Paris an, es sei der Heerd der Revolutionen.

Paris beweis't, daß Rom ein Heerd der Gottlosigkeit ist.

Zwischen Rom und Paris ist ein Unterschied wie zwischen Finsterniß und Licht.

Rom und Paris kennen sich wenig; so wenig, daß es vor wenigen Jahren ungemeine Verwunderung erregte, als man auf der Seine zwei Dampfschiffe schwimmen sah, welche in England gebaut waren und sich zu der Tibermündung begeben sollten, auf deren weißer Flagge die Schlüssel, die Tiara und die Bildnisse von Sanct Peter und Paul befanden.

XXII.

Die Jesuiten.

Noemi sammelte in solcher Weise alles Material, welches sich ihren Blicken darbot, mit bewunderungswürdiger Ausdauer, denn ihr lag daran den Israeliten die Mittel an die Hand zu geben, daß sie ihre finanzielle Belagerung Roms, in welcher der päpstliche Schatz noch immer schmachtete, fortsetzen möchten.

In dem Eifer ihrer Forschungen schien das Mädchen alles, was sie nicht zu dem doppelten Ziele führte, welches ihre Gedanken belebte, nämlich die Rettung ihrer Glaubensbrüder aus ihrer elenden Lage und die Rettung Paolos vor drohendem Verderben, vergessen zu haben.

Kaum dachte sie noch an die Personen, welche ihr bei dem ersten Eintritte in Rom begegnet waren. Was war aus dem unverschämten Gecken, jenem Neffen Monsignores, geworden, welcher in so roher Weise das Mädchen im Garten Pincio beleidigte? Und aus jenem schlauen Prälaten Pamphilio, dessen Listen sie endlich durchschaut hatte? Wo war er?

Selbst ihre Familie, mit Ausnahme ihres verehrten Vaters, schien Noemi nicht mehr zu kennen. Sie war ganz und gar von dem Gedankensturme, der ihren Geist durchzog, fortgerissen, doch bewahrte sie ein freundliches, dankbares Andenken den Freunden, die sie gut und zuverlässig gefunden hatte. Treu und fest an ihren Pflichten als Tochter haltend und an die tiefe Liebe, die wie ein zweites Leben in ihrer Seele glühete, konnte sie nichts thun, als der Zukunft überlassen, daß sie die verschiedenen geliebten Wesen, deren Schicksal ihr unbekannt war, wieder mit ihr vereinige.

Noemi war von keiner neuen Beängstigung heimgesucht, sie lebte ruhig und heiter und athmete aus der Ergiebigkeit ihrer Nachforschungen stets frischen Muth. Doch eine heftige Bewegung sollte diese Ruhe plötzlich stören.

Ueber die Jüdin wachte ein boshaftes Weib, die Signora Naldi, welche an die Stelle der schrecklichen, stolzen Donna Olimpia getreten war, ohne ihren frühern Charakter gänzlich verleugnen zu können. Wir erinnern uns noch, daß die liebenswürdige, rührende Empfindlichkeit Noemi's einen Augenblick über sie gesiegt hatte und daß die stolze Donna eine Zuneigung zu dem Mädchen fühlte, deren sie sich nicht erwehren konnte.

Die Langsamkeit, mit welcher die Pläne fortschritten, welche die Signora in Bezug auf Ben Sauls Tochter hegte, brachte dieselbe endlich auf den Argwohn, daß sie vielleicht durch vorsätzliche Zögerungen von der Jüdin getäuscht werde. Sie verfolgte Noemi auf Schritt und Tritt und gewann bald die Ueberzeugung, daß die Jüdin insgeheim allerlei Notizen sammle, welche sie nach außen verschicke.

Die Signora Naldi suchte diese Entdeckung aufs Genaueste zu benutzen. Mittels des Spionenwesens, dessen Spuren ganz Rom durchkreuzen, gelang es ihr endlich glücklich ein Bruchstück der Korrespondenz Noemi's zu erhaschen, und mit diesem furchtbaren Actenstücke bewaffnet eilte sie zu Monsignore Pamphilio.

Sie fand denselben wüthend und in einer Aufregung, deren Heftigkeit ihm zuweilen Sinn und Verstand verwirrte. Er hatte so eben vernommen, daß sein Neffe Stephan sich mit aller Leidenschaftlichkeit in den Brand des Aufruhrs der Legation geworfen habe. Ein Kammerherr hatte ihm diese Nachricht mitgetheilt, welche die größte Neuigkeit im Quirinal

bildete, und hinzugesetzt, man schreibe diesen verzweifelten Entschluß des Neffen der übermäßigen Strenge des Onkels zu.

Also sah Pamphilio seinen Neffen Stephan, den er endlich glücklich in die Diplomatie gebracht hatte, noch einmal alle seine Hoffnungen zertrümmern und sich selbst aufs Neue in die größten Verlegenheiten versetzt. Dieser tollkühne Sprung seines Neffen bedrohte seine eigne Stellung und konnte den Fall seiner schon wankenden Gunst herbeiführen.

Die Signora Naldi dagegen fühlte ihrerseits einen heftigen Zorn über die Undankbarkeit Noemi's, wie sie es nannte. Sie theilte dem Monsignore mit, was sie erfahren hatte; sie machte ihm begreiflich, daß es endlich an der Zeit sei, dem Systeme vom Ausflüchten und Hinzögerungen, die zu keinem Ziele führten, ein Ende zu setzen.

Die Signora Naldi entdeckte jetzt dem Monsignore Pamphilio das Geheimniß von Noemi's Abstammung.

Diese Entdeckung traf Pamphilio mit dem heftigsten Schlage; er sprang in seinem weiten Lehnsessel, worin ihn die Gicht festhielt, auf, und überhäufte die Signora mit den bittersten Vorwürfen, daß sie so lange geschwiegen habe und besonders, daß sie ihm ein Geheimniß von solcher Wichtigkeit, wovon ihr beiderseitiges Glück abhinge, vorenthalten.

Ein langes lebhaftes Gespräch entspann sich zwischen den beiden Personen, welche ihr Mißvergnügen in gemeinschaftlichen Zornesergießungen ausließen.

Das Resultat war ein doppelter Entschluß.

Man kam überein, daß man dem Kardinal Ferdinando jenes Bruchstück von dem Briefe Noemi's, welches sich im Besitz der Signora befand, zeigen wolle, und hoffte, daß seine Entrüstung ihn bestimmen werde, an dem Plane der Rache und Strafe Theil zu nehmen.

Der junge Kardinal weigerte sich, mit dem nichtswürdigen Beginnen etwas zu thun zu haben; das Einzige war, daß er versprach, nichts zu unternehmen, um Noemi einer Strafe zu entziehen, die sie ihm verdient zu haben schien. Doch behielt er sich das Recht vor, im Fall man zu weit gegen die Jüdin gehen sollte, einzuschreiten. Blick wie Wort bestätigten seine Entschiedenheit und Pamphilio wie die Signora sahen ein, daß Noemi ihren Händen entschlüpfen könne.

Sie beschlossen in aller Eile zu handeln.

Am Tage nach dieser Zusammenkunft erschien die Jüdin vor der Signora und Pamphilio, welche in dem Betzimmer der Donna Olympia ihrer harrten.

Der Ort, wohin Noemi geführt wurde, bot ein übles Vorzeichen dar.

Die Geräthe und Wände waren mit schwarzem Sammet überzogen; alle Schmucksachen waren entfernt und nichts übrig geblieben, als ein großes elfenbeinernes Crucifix, welches auf schwarzen Grunde über einem Betpulte sich befand. Zwei schwarze Sessel und ein Tabouret von derselben Farbe machten sämmtliche Möbeln aus. Das Tageslicht drang nicht in diesen düstern Ort, nur der schwache Schimmer zweier rothen Wachskerzen erhellte ihn.

Die Signora war mit dem Gewande einer Prophetin angethan, dessen phantastische Tracht sie damals erfand, als sie die Priesterin eines neuen Cultus werden wollte. Es war dies ein langes weißes Gewand von antikem Schnitt, welches Arme und Brust frei ließ; ihr ganzer Schmuck bestand in schweren Armbändern von gebräuntem Golde, Agraffen und einem weiten eisernen Halsband, auf dem zurückgeschlagenen Hauptlhaar trug sie ein Diadem von demselben Metall mit hervorspringenden Spitzen; ihre hohlen bleichen Wangen, ihre blassen verzerrten Lippen, die fahle Stirne, die hervorspringende Magerkeit ihrer Brust, Arme und Hände gaben ihr ein entsetzliches Ansehn.

Wie schnell hatte sie gealtert, diese Donna Olimpia, die einst so stolz auf ihre Schönheit war!

Monsignore Pamphilio hatte kein anderes Mittel gefunden sich mit Würde zu umkleiden, als daß er sein nichtssagendes Gesicht auf die Hände stützte. Seine Haltung war zerknickt, eine allzuschwere Last schien ihn niederzudrücken.

In den Blicken der Donna Olimpia lag der Ausdruck einer satanischen Wuth.

Als Noemi eingetreten war und ihre Augen sich genug an die Dunkelheit gewöhnt hatten, um den Ort, wo sie sich befand, zu erkennen, mußte sie die Personen, welche sie durch eine so lächerliche Phantasmagorie in Furcht zu setzen glaubten, bedauern, und als sie deren Verfallenheit mit ihrer kräftigen Jugend verglich, konnte sie dieselben nur herzlich bemitleiden.

Die Signora Naldi versuchte zu reden; der Zorn erstickte ihre Stimme. Noemi sah lächelnd diese vergebliche Anstrengung. . . dann sprach sie mit liebevollem Tone:

— Erholen Sie sich, Signora.

Der ruhige Ton, mit dem diese Worte gesprochen waren, schien den Zorn der Signora noch mehr zu erhöhen. Sie ließ die ganze Entrüstung, welche sie empfand, als sie Noemi bei den Anstalten, die ihr Furcht einjagen sollten, so ruhig bleiben sah, losbrechen.

— Sie verhöhnt uns! schrie sie, die Verblendete! weißt du nicht, Jüdin, daß ich Dich erderben kann, wenn ich will. Ich habe in meinen Händen den Beweis Deines Einverständnisses mit den Feinden der Religion, ich kann Dich den Händen des weltlichen Gerichts oder der Rache der Inquisition überliefern!

Dieses Wort ausgesprochen in einem Gemache, das aussah, als ob es für eine Sitzung des heiligen Gerichts bestimmt wäre, klang wie ein Unglück verkündender Donner.

— Ich weiß, antwortete Noemi, mit ernster Würde, daß ich in Ihrer Gewalt bin. Als Dom Salvi mich zu Ihnen führte, wußte er nicht, daß Sie die ehemalige Donna Olimpia, jene bekannte Gräfin von Serravalle, waren; ich, ich wußte es und dennoch habe ich nicht gezittert, als ich zu Ihnen kam, Signora Naldi!

— Die unverschämte Madianitin! schrie Pamphilio, der bisher nur die Worte der Signora mit Gebehrden begleitet hatte.

— Du hast also alle meine Güte gegen Dich vergessen? fuhr die Signora fort, und der Ausdruck ihrer Stimme war bedeutend niedergestimmt.

Ich erinnre mich alles dessen, was Sie für mich gethan haben, aber ich kann zugleich nicht vergessen, daran zu denken, was Sie aus mir haben machen wollen.

— Welche Sprache?

— Signora! lassen Sie uns ein Gespräch, das uns beiden gleich unangenehm sein muß, möglichst abkürzen. Mir ist nichts unbekannt, was Sie gegen mich vermöchten; ich bin getrennt von meiner Familie, eine Jüdin, verstoßen und verflucht, schwach und ohne Beistand; aber ich weiß auch, daß etwas höher ist als Ihr Sinnen, das ist mein Herz, welches sie gern bestimmen möchten, seine heiligsten Empfindungen zu verrathen.

— Ein Wort, ein einziges Wort an Deinen Vater kann Dich retten, und Du leistest zugleich dem Hofe einen ungemeinen Dienst, für den Du später eine glänzende Belohnung erndten wirst. Vielleicht errängen Deine Glaubensgenossen durch diesen so einfachen Schritt großes Heil für sich und eine sociale Stellung, dieses Ziel aller ihrer Wünsche, welches sie durch nichts zu erringen vermochten.

Von Noemi Antlitz strahlte der Glanz höherer Würde; ihr Auge glühte wie von überirdischem Feuer erhellt, und mit gehobener Stimme sprach sie langsam die Worte:

— Signora! gleich Esther bin ich bereit, Ahasver und Hamann nicht zu scheuen, um das Volk Gottes zu retten;

aber wie sie bin auch ich bereit, lieber zu sterben, als die heilige Sache zu verrathen, die in meine Hände gelegt ist. Ich vertraue auf die Güte und Kraft des Gottes meiner Väter, seine mächtigen Hände werden mich aus der Gewalt der Boshaften retten.

— Also noch immer derselbe Eigensinn.

— Die Christen begehren unsre Schätze; Sie fordern von mir die Reichthümer meines Vaters, was bieten Sie ihm dagegen?

Ein tiefes Schweigen folgte auf diese Frage.

— Ich will es Ihnen sagen! rief Noemi mit furchterregender Stimme:

— Nachdem Sie durch List oder Gewalt das Gold, welches die Söhne Abrahams, Isaaks und Jakobs besitzen, und dessen Sie jetzt so nothwendig bedürfen, in Ihre Hände bekommen; nachdem Sie die Juden geplündert, werden Sie dieselben wie eine räudige Heerde fortjagen und mit demselben Golde, welches Sie ihnen nichtswürdigerweise genommen, Helfershelfer bezahlen, die Sie von den Ansprüchen der Unglücklichen entledigen. Aber die Juden, welche sie als eine gemeine, dumme Rotte ansehen, kennen Ihre Pläne; sie wissen, daß der Gegenstand Ihrer Habsucht, das Geld, die einzige Waffe gegen Ihre unersättliche Grausamkeit ist. Sie können alle verderben, keiner von ihnen wird das Geheimniß verrathen, wie sie in den Besitz dieser Schätze gelangen.

— Ha, zittre, verfluchte Jüdin, Du lästerst!

— Mein Zeuge ist der allmächtige Gott!

— Keine Macht kann Dich retten, wenn Du länger widerstrebst.

— Gott allein ist groß!

— Und mit diesen Worten entfernte sich Noemi, ohne daß jemand daran dachte, sie zurück zu halten; so tief war des Mädchens Rede in ihre feigen Herzen eingedrungen.

Noemi ging eilig in ihre Gemächer; sie nahm nichts von den Geschenken, die sie von der Signora Naldi empfangen hatte, und ließ selbst die Schmucksachen und Kleinigkeiten zurück, welche sie von ihrem eignen Gelde gekauft hatte. Sie nahm nichts mit sich, als ein einziges Stückchen Papier, den Brief, den sie von Paolo bei seiner Abreise in die Legationen empfangen hatte; den verbarg sie auf Ihr Herz und fühlte sich wunderbar gestärkt.

Die junge Jüdin kehrte nach dem Ghetto zurück, wo sie der Freund ihres Vaters wie eine vielliebe Tochter aufnahm.

In dem Augenblicke, da Noemi das Betzimmer verlassen hatte, war eine geheimnißvolle Person, ganz in die Falten eines weiten schwarzen Mantels gehüllt, und mit einem großen runden Hute bedeckt, durch eine Thüre in dasselbe getreten, die sich versteckt in dem Tafelwerk der Wände befand.

Dieser Mann hielt eine lange Unterredung mit der Signora und dem Monsignore in demselben geheimnißvollen Zimmer und als er sie verließ, schienen die beiden sich ein

wenig von der Niedergeschlagenheit, worein sie Noemis Worte geschleudert hatte, erholt zu haben.

Wenige Tage nach obigen Ereignissen verbreitete sich in Rom das Gerücht von der Verhaftung eines schönen Judenmädchens, derselben Person, deren Schönheit so großes Aufsehen gemacht hatte, und die von der Signora Naldi unter dem Namen einer Griechin vom Archipelagus überall eingeführt war. Man redete ferner von einer weitverzweigten Verschwörung der Juden gegen den heiligen Stuhl, und in der Zinsentaxe, die von den großen Bankiers bei der letzten Anleihe festgestellt war, sah die römische Bosheit einen Beweis der Mitschuld derselben.

Im Laufe derselben Woche, in der Noemi von der Signora entflohen war, hatten sie drei Männer bei ihrer Rückkehr in den Ghetto ergriffen und sie in einen bereit stehenden Wagen geschleppt. Man wollte ihr die Augen verbinden und sie zweifelsohne auch knebeln, als sie in dem Anführer der drei Leute denselben Mann zu erkennen glaubte, den sie mit Stephan reden gesehn, als dieser sich im Garten Pincio auf sie stürzte, und dieselbe Person, von der sie sich beobachtet und einen Brief an Ben Jakob befördert gesehn.

In der That war es der brave Carlo, der die Ausführung dieses Handstreichs aus Gefälligkeit gegen den Monsignore Pamphilio übernommen hatte.

Noemi rief instinktmäßig den Namen Stephan aus.

Bei diesem Worte fuhr Carlo zusammen und wehrte seinen Kameraden, die sich eben beschäftigten, die Hände und

Augen der Gefangenen zu verbinden, und befahl ihnen die größte Rücksicht für das Mädchen.

Von dieser Bande geführt, gelangte Noemi in ein Klostergebäude, welches zur Aufbewahrung von ähnlichen Personen verwendet wurde und, wie fast alle unter den Schutz der Marie gestellten geistlichen Häuser, unter der Aufsicht der ehrwürdigen Jesuitenväter stand und der Oberhoheit der Gesellschaft dieses Ordens unterworfen war.

Die Jüdin war also in die Gewalt dieser Gesellschaft gefallen, die sie überall so mächtig und gefürchtet gesehn.

Noemi wurde anfänglich einer strengen Abgesondertheit unterzogen; indeß hielt diese Strenge nicht lange an. Noch an demselben Tage, wo ihre Haft etwas gemildert wurde, empfing sie den Besuch eines französischen Priesters, eines Freundes von Dom Salvi und Jules, welche beide denselben oft wegen seiner Tugenden und seines Muthes gepriesen hatten.

Derselbe nannte sich Villiers; ihm war das Alter gekommen, ohne daß es ihn gebeugt hätte. Sein Wuchs war hoch und mächtig, sein edles Antlitz mit dem weißen Haare darüber trug den Ausdruck einer Ehrfurcht einflößenden Hoheit, Einfachheit und Schönheit, daß er wie ein Abbild eines Patriarchen, eines Propheten oder Apostels da stand. Sein ganzes Leben war in den mühseligen Missionsarbeiten unter fernen Heiden entschwunden. Sein Glaube war glühend und wahr, seine Werke rein und segensbringend; die Gabe der lebendigen, beseligenden, ergreifenden Rede, die er

empfangen hatte, hatte er ohne Unterlaß verwendet, zu predigen und zu lehren, ohne je in diesen evangelischen Mühseligkeiten von den Gefahren, welche ihm drohten, gehindert zu werden.

Der Abbé Villiers kam von Dom Salvi; er brachte der Jüdin Worte des Trostes.

— Mein Kind, sagte er mit unaussprechlicher Güte, ich finde Sie in einem Alter, wo Sie ruhig und in Frieden im Schooße der Familie weilen sollten, den Verwirrungen der Welt preisgegeben. Gott, ohne dessen Willen nichts geschieht, wird Ihnen sicher auch die Kraft verleihn, den Kampf zu bestehn, den er über Sie hat kommen lassen. Haben Sie Vertrauen zu ihm. Sobald die Gefahr vorüber sein wird, will ich suchen ein Licht in Ihrem Herzen zu entzünden, das demselben fehlt; aber jetzt will ich nur Ihre Furcht beruhigen. Ergebene Augen wachen über Sie; die Sorgfalt ihrer Freunde ist nicht minder thätig, als die Verfolgung, welche Sie bedrängt. Meine Tochter, sein Sie bescheiden, geduldig und sanft im Unglück.

Der Besuch und die Unterhaltung dieses neuen Freundes, den der Himmel zu senden schien, gereichten Noemi zu großem Troste.

Der Abbé Villiers sprach gern von seinen Reisen und den fast gänzlich unbekannten Gegenden, die er besucht hatte. In seinen Erzählungen wiederholten sich oft die Worte Jesuiten und Gesellschaft Jesu. Noemi konnte sich eines geheimen Schauders nicht erwehren, als sie diese vielbedeuten-

den Worte vernahm; ein schmerzlicher Widerhall zitterte durch ihr Herz.

Eines Tages suchte der Missionär, dessen Besuche jetzt häufiger waren, nach gewohnter Weise der Jüdin die erhabenen Wahrheiten der Religion Christi begreiflich zu machen; hingerissen von seinen Erinnerungen, gesellte er zu der Lehre Beispiele und sprach mit innerer Lust von den Reden, durch welche er Völkerschaften Japans zum Dienste des wahren Gottes bekehrt habe. Er setzte hinzu:

— Diese so plötzlich eintretende Bekehrung brachte den günstigen Eindruck hervor, aber sie ward von den Jesuiten nicht gebilligt . . .

Noemi fiel ihm ins Wort:

— Mein Vater! Ihre Worte ergreifen mich tief; mir scheint, daß die Religion, die einen so hohen Grad jener Tugend, welche Sie Liebe nennen, einflößen kann, die wahre Religion sein muß. Seit ich Sie gehört, und seit ich Dom Salvi gehört, sehe ich in der Lehre, welche Sie predigen nur Liebe und Hoffnung. Aber wenn ich meine Blicke nach anderen Richtungen hin wende, sehe ich nur das Gegentheil von dem, was Sie mir verkünden, was Sie mir verheißen. O mein Vater, legen Sie meine Worte nicht übel aus, aber wenn Sie wüßten, was ich gesehen habe!

Der Missionär antwortete durch einen tiefen Seufzer.

Noemi's Blicke belebten sich stärker.

— Sie haben, rief sie aus, das Verbrechen an die Stelle der Tugend, das Böse an die Stelle des Guten ge-

stellt und überall wo Ihnen eine Pflicht auferlegt war, haben Sie ein Laster ergriffen, welches Sie von der Pflicht befreien. Ich habe ein ganzes Volk durch ihre Beispiele verderbt gesehn. Ich habe einen Hof gefunden, der von Stolz und Habsucht entwürdigt ist, eine Religion, die schmählich ihrer ursprünglichen Würde und ihrem Zwecke entfremdet ist, und alles was zur Verherrlichung Gottes dienen sollte, habe ich von denen, die Gottes Stellvertreter auf Erden zu sein behaupten, in Sünde und Fluch verwandelt gesehn. In dieser moralischen Pest, in ihrer Verderbtheit aller göttlichen Ideen, über den Trümmern umgestürzter guter Lehren, im Schooße dieser gottlosen Finsterniß, in diesem Chaos von Verkehrtheit, über allem Unglück erscheint ein Name, an den sich alle Klage, aller Schmerz heftet, gegen den sich allenthalben die Anklage erhebt, dieser Name ist der der Jesuiten. Sagen Sie mir, mein Vater, wer sind diese Feinde des Lichts und der Wahrheit?

Der Abbé Villiers ging; er war sehr ergriffen, zwischen den Fingern durch, mit denen er sein Antlitz bedeckte, perlten Thränen.

— Morgen! sprach er.

Am nächsten Tage wartete Noemi vergeblich. Im Laufe des Nachmittags that man ihr zu wissen, daß sie fernerhin keinen Besuch mehr von dem Missionär empfangen werde, und die Jüdin sah die strenge Ueberwachung, welche gemildert zu sein schien, sich aufs Neue um sie schlingen.

Aber in dem Kloster gelang es ihr viele wichtige Dinge, die sie zu erkennen begehrte, kennen zu lernen. Jedes Geräusch der Welt findet seinen Widerhall in den Klöstern Roms. Die außen waltenden religiösen Intriguen sind hier der gewöhnliche Gegenstand der Unterhaltung. Die Ordensgemeinden der Frauen üben einen geheimen Einfluß auf die Angelegenheiten der Kirche aus, der so bedeutend ist, daß die geistliche Macht oftmals ihren Schutz angesprochen hat.

In diesem Augenblicke war die Rede von nichts weiter als von einem Gesandten, der aus Frankreich nach Rom geschickt war, um von dem heiligen Stuhle die Austreibung der Jesuiten zu erlangen, welche heimlich und hinterlistig in das Königreich wieder eingetreten waren und durch ihre Gegenwart und Handlungsweise die Gesetze und die Constitution des Landes verletzten.

In dem Kloster, worin Noemi festgehalten war, erschienen täglich eine große Menge Prälaten, Monsignori, Weltgeistliche und Patres von verschiedenen Orten. Man versammelte sich bei der Superiorin, einer Frau von hohem Adel, deren Gemächer mit verschwenderischer Pracht ausgestattet waren. Die Jesuiten zeigten sich besonders fleißig in ihrem Besuche. Die schöne Jüdin, welche eine zeitlang das Tagesgespräch von Rom abgegeben hatte, erregte eine allgemeine Neugierde und jeder wollte sie sehen. Um diesen Verlangen zu genügen, ließ die Superiorin Noemi ersuchen, sie möchte sich um die Stunde dieser Besuche zu ihr begeben.

Anfangs fühlte das Mädchen einiges Widerstreben gegen die Rolle, die man sie spielen lassen wollte, und ließ sich nur durch wiederholtes Ansuchen bestimmen. Um das Ziel ihrer geheimen innigen Wünsche sicherer zu erreichen, zeigte sie sich kalt und zurückhaltend und verhielt sich stumm unter dem Kreuzfeuer der Unterhaltung, welche sich hauptsächlich um das Wesen und die Erscheinung der Jesuiten in den beiden Ländern Rom und Frankreich drehete, wo seit ihrem Wiedererscheinen im neunzehnten Jahrhundert der Hauptschauplatz ihres reaktionären Wirkens gewesen war.

Noch strenger, mit ängstlich betriebener Untersuchung erließ Clemens XXIV. im Jahre 1773 die hochwichtige Bulle „Dominus et redemptor noster," worin er sagt:

— Angetrieben von dem heiligen Geiste, aufgefordert durch die Pflicht, den Frieden wieder in den Schooß der Kirche zu bringen, überzeugt, daß die Congregation der Jesuiten die Dienste, deren Willen unser Vorgänger Paul der Dritte sie bestätigt hat, nicht mehr zu leisten vermag, außerdem durch andere Gründe bestimmt, welche die Moral uns im Busen verschlossen zu halten befiehlt, lösen wir, Kraft unsrer unumschränkten Hoheit in religiösen Angelegenheiten die Gesellschaft Jesu, ihr Institut und ihre Verrichtungen auf, und vernichten sie für alle Zeiten.

Als der Papst das Siegel des Fischers unter diese Akte setzte, soll er gesagt haben:

— Ich unterzeichne mein Todesurtheil, aber ich gehorche meinem Gewissen.

Die Bulle wurde augenblicklich durch die Deputirten der Untersuchungskommission an die Profeßhäuser und Collegen der Jesuiten ausgefertigt. Um jeden Widerstreben zuvorzukommen, versicherte sich der Papst der Person des Ordensgenerals, Lorenzo Ricci und ließ ihn sammt seinen Beiständen und dem Generalsecretär, den Patres Faure, Forestier und Gautier, verhaften und auf die Engelsburg führen.

Man hat behauptet und will es sogar als eine historische Gewißheit gelten lassen, daß Clemens XIV. seinen Tod durch Gift fand. Eine Frau von Sabinien, welche den Jesuiten ergeben war, besaß, wie man erzählt, in ihrem Garten einen Baum, der die schönsten Feigen trug, welche man je in Rom gesehen. Der Papst liebte diese Frucht sehr und es soll in eine Feige von ganz besonderer Schönheit ein zerstörendes Gift geflößt und dem heiligen Vater vorgesetzt sein, der sie verzehrte.

Von diesem Augenblicke an soll, wenn man denselben Gerüchten Glauben beimessen darf, der Papst trotz aller Anzeichen von Kraft und Gesundheit, die ihm noch ein langes Leben verhießen, von einem Uebel am Halse, einer heftigen Entzündung, deren Symptome tödtlich waren, ergriffen sein. Sein Leiden dauerte drei Monate; die Gewalt des Giftes hatte furchtbar gewüthet und den kräftigen Körperbau zerfressen und zerstört. Er verschied den 22. September 1774 um sieben ein halb Uhr Morgens.

Die bereits mehrfach erwähnte „Geschichte der Päpste" theilt ein Actenstück mit, die Depesche des spanischen Gesandten, worin sich die Besichtigung des Leichnams Clemens XIV. bis in die geringsten Umstände berichtet findet und die unzweifelhaftesten Beweise enthalten sein sollen.

Diese Beschreibung flößt jedem Leser einem tiefen Widerwillen ein.

Als Clemens XIV. die Bulle von 1773 erließ, worin er sagte, daß er die Gesellschaft Jesu für immer aufhebe, hatte er guten Grund sich dieses Ausdrucks zu bedienen. Die Jesuiten waren bereits von allen Staaten der Christenheit ausgetrieben, ohne daß sich die Hauptstadt der katholischen Welt zu ihrer Ausstoßung verstand.

Venedig vertrieb sie 1606, Böhmen 1618, Neapel und die Niederlande 1622, Indien 1623, Rußland 1676, Frankreich 1764, Spanien 1767, Portugal 1769 und Rom 1773. Dieser letzte Schlag hatte ihre gänzliche Vernichtung zur Folge. Pius VII., der Nachfolger Clemens XIV. hielt die Beschlüsse seines Vorgängers gegen die Jesuiten in Kraft; ihm lag es freilich an den Besitzungen derselben, deren er sich bemächtigte. Ludwig XVI. bestätigte und erneuerte die Edikte der Parlamente, welche die Ausweisung der Jesuiten aus Frankreich aussprachen. Indeß das Band, welches die Jesuiten an Rom fesselte, war darum noch nicht zerbrochen; unter dem Papstthume Pius VI. erhielten sie die Erlaubniß, Häuser in Rußland zu gründen.

Die Jesuiten drangen stets durch den Unterricht in die Staaten ein, welche sie ihrer Herrschaft unterwerfen wollten. Indem sie sich dem Augenblicke bequemten, bildeten sie die Zukunft ihren Absichten entsprechend, indem sie sich der Jugend, d. h. der kommenden Generation der Nationen, bemächtigten.

Sobald Pius VII. wieder in Rom auf dem päpstlichen Throne saß, berief er die Jesuiten wieder.

Eine Vergleichung der Bulle Clemens XIV. und der Pius VII., also jener, welche die Gesellschaft Jesu unterdrückte, und der, welche sie wieder herstellte, schien Noemi so sonderbar, daß sie sich nicht erwehren konnte, die verschiedene Behandlung dieses so wichtigen Gegenstandes in der einen und der andern einander gegenüber zu setzen, etwa wie ein Zwiegespräch zwischen Pasquino und Marphorio.

Clemens XIV.

Angetrieben von dem heiligen Geiste, aufgefordert durch die Pflicht, den Frieden in den Schooß der Kirche zurück zu bringen . . .

Pius VII.

Die katholische Welt begehrte mit Einstimmigkeit die Wiederherstellung der Jesuiten, sie erkennt dankbar die reichen Früchte an, welche diese Apostel in allen Gegenden hervorgebracht . . .

Clemens XIV.

Aus anderen Gründen, welche die Moral uns im Busen verschlossen zu halten gebietet, lösen wir auf . . .

Pius VII.

Wir würden uns eines großen Vergehens vor Gott schuldig erachten, wenn wir bei den ungeheuern Gefahren des christlichen Staates eine Hülfe verschmähen wollten, welche uns die besondere Vorsehung Christi beigegeben hat, und wenn wir, die wir an das Ruder des von fortwährendem Sturme umhergeschleuderten Schiffleins gestellt sind, uns nicht der kräftigen erfahrenen Ruderer bedienen wollten, die sich selbst darbieten, um die Fluthen des Meeres zu brechen, welche dem Papstthume jeden Augenblick Schiffbruch und Tod drohen . . .

Clemens XIV.

Kraft unserer unumschränkten Hoheit in religiösen Angelegenheiten heben wir die Gesellschaft Jesu, ihr Institut und ihre Verrichtungen für immer auf.

Pius VII.

Durch so mächtige Gründe bestimmt, haben wir aus sichrem Wissen, kraft der Unbeschränktheit der päpstlichen Gewalt, und zur Gültigkeit für alle Zeiten beschlossen, daß alle Zugeständnisse, Privilegien, Befähigungen und Rechte, welche den Jesuiten des russischen Kaiserreichs und des Königreichs beider Sicilien zugestanden sind, sich in Zukunft auf alle Staaten ausdehnen sollen.

Schwerlich möchte man zwei widersprechendere Punkte einander gegenüber stellen können.

Clemens spricht: „Wir heben für alle Zeiten auf."

Pius versetzte hierauf: „Ich stelle für die Ewigkeit wieder her."

Clemens: „Ich handle kraft meiner päpstlichen Oberhoheit."

Pius: „Und ich, ich bestimme nach sichrem Wissen und in Unumschränktheit meiner apostolischen Gewalt."

An demselben Abende kam die Superiorin auf die Unfehlbarkeit des Papstes zu sprechen. Bei dieser Erwähnung wurde Noemi von einem so heftigen Lachanfalle ergriffen, daß sie sich genöthigt sah, ihre Heiterkeit auf Rechnung eines Nervenzufalls zu schreiben, um nicht der Ungeziemendheit bezüchtigt zu werden.

Leo XII. bezeigte den Jesuiten ein ganz besonderes Wohlwollen und überhäufte sie mit Gunstbezeugungen. Er trat dem Orden auf immer das römische Collegium und die Ignatiuskirche ab, so wie das sogenannte Betzimmer des Pater Caravita, das Museum, die Bibliothek und allen Zubehör, und übergab ihnen Schulen und das Privilegium des öffentlichen Unterrichts.

Der schwache Pius VIII., welcher Großpönitentiarius und Präfect der Congregation der verbotenen Bücher, dieses Anhängsels der Inquisition, gewesen war, eröffnete seinen Antritt mit einer Homilie wider die Philosophen, welche mit folgender Anrede an die Bischöfe schloß:

— Wir müssen, ehrwürdige Brüder, diese gefährlichen Sophisten verfolgen; wir müssen ihre Werke den Gerichten anzeigen; wir müssen ihre Personen den Inquisitoren über-

geben und sie durch die Folter zu den Gesinnungen des wahren Glaubens der Braut Christi zurück bringen.

Mit solchen Ansichten konnte der Papst den Jesuiten nicht ungünstig sein.

Gregor XVI., der seine Erhebung den Jesuiten verdankt, hat keine Gelegenheit unbenutzt gelassen, ihnen sein Wohlwollen zu beweisen. Sein Verfahren gegen die Legationen ist der sicherste Beweis davon.

So sind denn die Jesuiten in Rom auf das festeste wieder hergestellt. Sie stehen an den Leitern zu aller Macht und besitzen eilf Kirchen, alle durch ihre Pracht ausgezeichnet.

Die Gesellschaft Jesu hat ihr Glück in Rom auf eine feste Grundmauer gebaut.

Sie ist der thätigste Agent der äußern und der geheimste Rath der inneren Politik. Sie verfügt über alle geheime Vergünstigungen und beherrscht dadurch die Regierung, den Hof und die Kirche. Zu diesem in den höchsten Regionen erworbenen Einflusse haben die Jesuiten noch den Vortheil einer gewissen Popularität zu gesellen gewußt.

Durch den öffentlichen Unterricht stehen sie in häufigem Verkehr mit den theuersten Interessen der Familien und werden später die Welt voll ihrer Zöglinge haben.

Es ist bekannt, daß die theatralische Pracht ihrer Kirchen und ihrer kirchlichen Feierlichkeiten die glänzendste und anziehendste unter allen ist. Der Mariendienst, dieser in der

Volksgunst so hoch angeschriebenen sanctissima Madonna, ist für sie ein Gegenstand besonderer Pflege.

Reich, wenigstens in früherer Zeit, an gelehrten Männern, verlangt der Orden von allen seinen Mitgliedern einen unbedingten Gehorsam. Unter ihren Händen soll nach dem Ausdrucke ihrer Ordensregel jeder ihrer Angehörigen in der Hand des ihm Vorgesetzten wie ein Leichnam sein. Die Fähigkeiten, die Gemüthszustände, der Charakter, die guten und schlechten Eigenschaften, die moralischen Empfindungen und deren Ursprung, mit einem Worte, die ganze intellectuelle und materielle Organisation jeder der Gesellschaft zugehörenden Person ist einem tiefen Studium unterworfen, welches für manche Mitglieder schon in den ersten Lebensjahren begann.

Ein unerläßlicher, strenger Gehorsam, eine unumgehbare Zucht verwenden alle diese Kräfte nach den Bedürfnissen und Plänen der Gesellschaft. Man muß ebenso anerkennen, daß die Jesuiten mit bewundernswerther Gewandtheit stets die Empfindungen, Ideen, Herz und Geist einen ihrer Glieder zu unbegrenzter Unterwürfigkeit zu leiten wußten, so daß der Befehl gleichsam freier Wille ward.

Nur diesen Maßregeln verdanken die Jesuiten, daß sie ausgezeichnete Männer für den Orden besaßen. Lehrer, Schriftsteller, Theologen, Beichtiger, Kanzelredner, Casuisten, Geschäftsführer, Diplomaten, Weltleute, Kaufleute und Herrscher, alles dieses haben die Jesuiten gehabt und man muß gestehen, daß dieselben nicht ohne Bedeutung wa=

ren. Sie haben alle Gegenden der Welt bewohnt und erworben; in Europa findet man sie neben allen Thronen, sie vernahmen die Beichten der Fürsten und sprachen zu ihren Ohren, sie drangen in alle Kabinette und wirkten auf alle Gelegenheiten ein. Jenseit der Meere, in der neuen Welt, in Indien, China und Japan, wo sie abwechselnd Verfolger und Verfolgte waren, haben sie zuerst die Bahn in diese Länder gebrochen, die sie aufklärten und zu gleicher Zeit verfinsterten. In Paraguay haben sie geherrscht!

Die Jesuiten haben über die ganze Welt ein großes Netz gesponnen, indem sie lange Zeit das Weltall gefangen zu halten glaubten. Sie haben sich allen Lehren, allen Gebräuchen anzubequemen verstanden; sie improvisirten eine Moral, Grundsätze, Lob und Tadel je nach den Umständen. Bei den Heiden haben sie sich mit dem Dienste der Götzenbilder befaßt, um die Gemüther sich zu befreunden und sie zu gewinnen. Diese Maxime haben sie auf alle Dinge im Himmel und auf der Erde angewendet und sind dadurch nicht selten in den Schein gekommen, als räumten sie der Form eine bei weitem größere Wichtigkeit ein, als dem Wesen.

Man hat sich gewundert, daß die Jesuiten, trotz dem, daß sie so oft von den Völkern vertrieben und verbannt wurden, nachdem sie einmal durch den Papst ganz vertilgt waren, nicht für alle Zeiten verschwunden blieben. Jeden Augenblick sieht man sie stärker und hartnäckiger wieder aufstehn. Diese Hartnäckigkeit, welche sie unvertilgbar zu ma-

chen scheint, erklärt sich aus der Beschaffenheit ihres Ordens selbst. Alle Willen sind in einen einzigen zusammengeschmolzen, wenn man die Glieder auseinander treibt, so vertilgt man doch nicht das Lebensprincip des Ordens. Nur der Körper kann getödtet werden, seine Seele bleibt bestehen und belebt die nachfolgenden Generationen.

Es giebt wohl Niemand, der nicht den gewaltigen, berechnenden Geist bewunderte, mit dem der Stifter des Ordens der Jesuiten sein Werk auffaßte und bis in die kleinsten Theile ausführte. Aber eben, indem wir diesen Geist bewundern, erfaßt uns Entrüstung gegen den Orden, welcher seinen heiligen Namen, den heiligsten seiner ganzen Lehre, mißbrauchte und die ihm zum Segen gegebene Kraft durch Eigennutz zum Verderben wendete. Die allgemeine Entrüstung hat ein Recht, die Jesuiten über das viele Gute, was sie hätten stiften können und unterlassen haben, zur Rechenschaft zu ziehen. Man bedenke die unermeßlichen Mittel, welche dieser Gesellschaft zu Gebote standen und sie befähigten, große, auf das Wohl der Völker abzielende, hohe Ideen zu ihrer Sache zu erheben, so wird es klar, welch mächtiger Hebel die Gesellschaft zu werden vermochte. Daß die Jesuiten dieß nicht thaten, daß sie im Gegentheil jedem Fortschritt sich widersetzten und sich in ein starres Dogma verloren, welches sie unbarmherzig gegen die ganze Welt wendeten und Haß und Zwietracht dadurch aussäeten: dies macht sie zu einem Fluche der Nationen, deren ewige Verwünschung ihnen folgen wird. Alle große und herrliche Kräfte, die sie

besaßen, haben sie nicht für die Menschheit, sondern gegen dieselbe voll Eigennutz verwendet und sind dadurch eine Quelle des Unglücks und Verderbens geworden.

Darum wird auch der Bannfluch, den die Völker gegen die Gesellschaft Jesu aussprachen, in alle Ewigkeit fortdauern.

Rom hat sich niemals ernstlich von den Jesuiten losgesagt; vorübergehende Klagen, einzelne Zwistigkeiten haben wohl bisweilen etwas Uneinigkeit unter beiden erzeugt, wie zwischen zwei gleichstarken ehrgeizigen Bestrebungen ein wirkliches Einverständniß nicht gut denkbar ist. Ein Papst der dem Geschrei Europa's, dem Verlangen der ganzen Christenheit Gehör gab, vermochte sie zu vernichten. Dieser Schlag konnte sie für immer vertilgen; allein die ungeheure Verschmitztheit, die ihnen eigen ist, gab ihnen ein, sich um jeden Preis an das Leben festzuklammern, um des Fortbestehens willen sich gegen die Macht aufzulehnen, die sie als die einzige für die Welt und die Ewigkeit anerkennen. Den Keim, die Verpflichtung ihres neuen Auflebens legten sie in jedes Conclave.

War es etwa darum, daß Clemens XIV. wenige Monate nach Unterzeichnung der Aufhebungsbulle der Gesellschaft Jesu sterben mußte?

In Rom war alles für die Rückkehr der Jesuiten. Das Papstthum sah sich zu Anfang dieses Jahrhunderts so heruntergekommen, daß es eine Stütze suchen mußte, und keine konnte ihm geneigter erscheinen, als die vordem so

mächtige Gesellschaft Jesu. Rom und der Jesuitismus waren zwei gestürzte Säulen, die sich nur durch gegenseitige Unterstützung wieder in der Höhe zu erhalten vermochten.

Dieser Gedanke leitete denn auch zu der Wiederherstellung der Jesuiten, von der Pius VII. in der Bulle, die ihnen ihre Rechte und Vorrechte wieder ertheilte, sagt, daß sie von ihm aus eigenem Entschlusse und ohne Jemandes Zurathen geschehen sei. Indem dieser Papst, gleich den vom Sturme erschreckten Jüngern, denen Christus ihren Mangel an Glauben vorwarf, von dem Schifflein Petri redet, daß es Gefahr laufe zu scheitern, drückte er sich also aus: das Papstthum werde jeden Augenblick von Schiffbruch und Tod bedrohet.

Daß aber kann der Religion nimmer geschehn. Es ist nicht das Schifflein Petri, das in Gefahr war, sondern das Schiff der zeitlichen Kirche.

Zwischen Rom und den Jesuiten besteht die innigste Verwandtschaft. Die Gewandtheit des einen Theils unterstützt die Ränke des andern und in den Mitteln, welche beide anwenden, um ein und dasselbe Ziel zu erreichen, herrscht eine große Verwandtschaft und Aehnlichkeit. Sie sind beide ein Paar Auguren, die sich nicht ansehen können, ohne zu lachen, und in diesem Zeichen ihres Einverständnisses liegt zugleich ihr Bündniß ausgesprochen. Rom und die Jesuiten verstehen sich in Bezug auf das Ziel, welches sie verfolgen. Statt sich um die Herrschaft der Welt zu streiten, theilen sie sich lieber darein.

Als die Jesuiten Rom fortwährend sich erneuernden Verwirrungen und Verlegenheiten preisgegeben sahen, deren Tiefe und Schmerzlichkeit sie am besten zu würdigen verstanden, versprachen sie dem Papstthume, ihm seine verlorene Gewalt wieder zu verschaffen und die Herrschaft über alle Welt ihm zurück zu geben, gleich wie ehedem der Versucher dem Sohne des Menschen die Herrlichkeiten der Erde verhieß. Rom, das sich's nimmer eine große Sorge sein ließ, dem Herrn in seiner Niedrigkeit nachzufolgen, nahm dieses Anerbieten an und versprach zum Gegendanke seinen geistlichen und zeitlichen Einfluß und alle ihm zu Gebote stehende Vermittelung. Zwischen Rom und den Jesuiten besteht ein synallagmatischer Kontrakt nicht allein im Bezug auf die Bedingungen, sondern auch im Bezug auf die Gegenstände, um welche es sich handelt. Das Intresse des einen Theils läßt es nicht zu, daß der andere Theil Schaden leide.

Diese Klagen und bestimmten Bemerkungen, welche der Inbegriff der Unterredungen waren, denen Noemi stumm und aufmerksam beiwohnte, gaben der Jüdin einen Begriff von dem Ansehn, worin die Jesuiten sich bei den drei Klassen der römischen Nation gesetzt hatten: bei dem Volke, dessen Aberglauben und Vorliebe für kirchlichen Prunk sie schmeichelten; bei dem Hofe, dessen ehrgeizigen und habsüchtigen Ansichten und Leidenschaften sie huldigten; bei der Kirche, der sie Macht verhießen. Die Kanzel, der Beichtstuhl und der öffentliche Unterricht vermehrten noch ihren Einfluß auf die Gemüther der Menge. Ihre Reichthümer öffneten ihnen

die Huld der Welt, welche sich der Macht stets so gewogen zeigt.

Von den Jesuiten entlehnte Talleyrand den Ausspruch: — Vor allen Dingen muß man reich sein.

Die Jesuiten waren die ersten, welche in ihren Kirchen Beichtiger für alle Sprachen hatten. Dadurch erreichten sie, daß die vertrauten Mittheilungen von den verschiedensten Punkten her in einem gemeinschaftlichen Centrum zusammenliefen, das Profeßhaus derselben, dieser mächtige Beistand des Vatikans, war die Scheide, worin das Schwert sich befand, dessen Griff in Rom, dessen Spitze in aller Welt ist.

Was die anmaßenden Hoffnungen der Jesuiten in Betreff Frankreichs angeht, so sind sie nicht leicht zu begreifen und zu erklären.

War es nicht ein unsinniges Unternehmen, die Ideen eines ganzen Volkes rückgängig machen zu wollen? Es wäre dasselbe, wie dem Strome heißen, den Abhang wieder hinauf zu fließen, von dem er gestürzt ist, oder den Fluß nach seiner Quelle zurück leiten; alle Versuche dieser Art, welche seit einem halben Jahrhundert gemacht wurden, sind gescheitert; von Seiten der Jesuiten aber war dies Beginnen eine Thorheit.

Bevor wir zu den Vorfällen unsrer Zeit übergehen, müssen wir bemerklich machen, daß, wenn auch die Jesuiten fast von allen Niederlagen sich erholt haben, sie doch immer keinen vollständigen Sieg zu erringen vermochten. Dieß lag daran, daß sie trotz aller ihrer Geschicklichkeit, nur im Intresse

ihrer Leidenschaften handelten, und sie dadurch den Ausschweifungen eitlen Wahns nicht entgingen. Diese Menschen, die so gewandt zu erwerben wußten, verstanden nie zu behaupten.

Die Vorsehung hat es so angeordnet, daß die Eingebungen des Bösen stets schwankend sind, dem Guten allein verlieh sie festes Bestehn.

Nach den moralischen Verirrungen und dem materiellen Leben des Königthums, nach dem Scepticismus der philosophischen Schule und endlich nach dem schrecklichen Gewirr der Revolution von 1789 war die Rückkehr zu dem kirchlichen Leben früherer Zeit unmöglich. Und dennoch haben so viele Leute versucht, dies zu bezwecken; wie ging das zu? Weil sie fast alle Hoffnungen für Wirklichkeiten nahmen, und statt die öffentliche Stimmung zu befragen, in öffentlichen Ansichten befangen waren.

Als Napoleon die katholische Religion in Frankreich wieder einführte; geschah dies mehr aus Verleitung durch andere Ansichten, als aus Ueberzeugung. Bestochen von der Größe des Unternehmens gab er dem wieder aufgeführten Gebäude mehr Glanz als Halt. Er hätte einen andern Hebel anlegen müssen, um auf der Stätte, welche die großen Ereignisse umgewühlt hatten, wieder zu bauen; er hätte auf feste Freiheiten ausgehen und Allen Freiheit des Gewissens lassen müssen; er konnte immerhin einen Kultus, und zwar den national überkommenen erwählen, allein er durfte ihn

nicht über die anderen erheben und mit den Fesseln der römischen Macht bekleiden.

Der Kaiser und seine Räthe wurden durch die List des Papstes und seiner Kardinäle getäuscht. Diese waren so gewandt darin, alles durch einander zu mengen, Geistliches und Zeitliches, ihre Wissenschaft war so subtil und spitzfindig, daß die Unerfahrenheit der französischen Theologen leicht eine Schlacke bekam und vollständig geschlagen wurde. Napoleon, Sieger und Herr von Rom, wurde von Pius, dem Besiegten und Gefangenen, überwunden.

Die Geschichte hat gezeigt, welche Uebelstände diese unvorsichtige Achtlosigkeit der Größe verursachte und wie viel sie zum Verfall des Kaiserreichs beitrugen.

Der Legat des Papstes verkündete einen außerordentlichen Ablaß bei Gelegenheit der Wiedereinführung der katholischen Religion; er fügte zu dieser Gunst noch die andere der Erkaufung des Nachlasses von Vergehen hinzu, welcher den Gläubigen mittelst der Erwerbung des Ablasses zugestanden wird. Als der Marschall Lannes diesen Wucher bemerkte, rief er aus:

— Bonaparte bespritzt sich mit Weihwasser, er wird darin ertrinken.

Diese Meinung theilte ganz Frankreich.

Von 1804 an sah man den Jesuitismus das Haupt wieder erheben, wenn auch nur zuerst in der Absicht seine Wiederherstellung zu betreiben. Sobald dieses gelungen,

begannen die langen, verwegenen Machinationen, welche sich bis auf unsere Tage ausgedehnt haben.

Die Jesuiten wissen sehr wohl, daß das römisch-katholische Dogma, welches unbedingten Glauben auferlegt und jede Prüfung erstickt, den Machthabern der Erde nicht mißfällt, da auch ihnen die Ausübung des freien Gedankens ein Dorn im Auge sein muß. Die Geschichte hat zu oft den Beweis geliefert, daß vom Atheismus zum Anarchismus nur ein Schritt ist, als daß sie nicht das Erzwungene schweigend der freien Erörterung und ihren Gefahren vorziehen sollten. So fanden denn die Jesuiten bei den Höfen eine Unterstützung, welche zwar nicht gerade zugesagt, jedoch nimmer verweigert wurde. Sie wußten sich auch stets und überall mit dem geheimen Beistande zu begnügen.

Am 15. Aug. 1804 waren in dem ehemaligen Sulpicierhause in der Straße Notre Dame des Champs mehrere Priester zur Eröffnungsfeier eines Instituts versammelt. Die Data des Marienfestes und Napoleons fielen an diesem Tage zusammen. Man sah in dieser Versammlung mehrere Geistliche, welche den Schlägen der Revolution entronnen waren. Unter ihnen machte sich der Abbé Froment bemerklich, der Mitschüler Robespierres im Collegium Louis le Grand; derselbe war in die Einberufung von 1793 mit begriffen gewesen, einverleibt in das Regiment du Doubs und 1801 wieder in das Seminar von Saint-Sulpice eingetreten, er hatte also den Priesterrock mit dem Waffenkleide vertauscht und den Waffenrock wieder abgelegt um des Priesterkleides

willen; — ferner Legris=Duval, der sich zum Beichtiger Ludwigs XVI. angeboten hatte; der Abbé Augé, ehemaliger Generalvikar des Bisthums von Boulogne, welcher der „kleinen Kirche von Lyon" angehörte, der ersten Trennung, welche die Sulpicier unter dem Namen Väter des Glaubens, **Pères de la Foi**, unternahmen; Emery, den alten Lehrer Froments und Augé's, und endlich Garnier, welcher mit den Vorigen zusammen den Religionsunterricht des Seminars Saint=Sulpice begründete.

Diese Geistlichen hatten sich zusammen gefunden, um in Paris den ersten Versuch mit jenen Häusern zu machen, welche kleine Seminare genannt werden und den Zweck haben, die Erziehung der Kinder, welcher später zum Priesterstande übergehen sollen, wie derjenigen, die dem Weltleben angehören, nach einerlei Richtschnur zu leiten. Es war dies eine gewagte Vermengung, deren Folgen später so unheilvoll werden sollten.

In dem Augenblicke, da das Oberhaupt des neuen Kaiserreichs dem Klerus einige Ueberreste des Nationalgutes überließ, um darin Seminare zu errichten, hatte der „Geist des Christenthums" die Frömmigkeit in die Mode gebracht und aus den Gemüthern die Ueberbleibsel der revolutionären Gottlosigkeit verscheucht; man schenkte daher der Errichtung eines einfachen Erziehungshauses eben kaum besondere Aufmerksamkeit.

Es war dies aber ein feiner Wasserstrahl, der die Quelle eines Flusses wurde. Es trat damals ein junger Mann auf,

welcher durch die Jugendbildung eine so bedeutende Rolle zu erlangen hoffte, wie sie der Pater Lachaise unter Ludwig XIV. durch seinen Beichteinfluß gespielt hatte. Derselbe war der Priesterpartei blindlings ergeben und zeichnete sich durch den Sakristei-Eigensinn aus, welcher sprichwörtlich geworden ist. Sein Unterricht war umfassend, gediegen und von glänzendem Erfolge; er besaß ein vortheilhaft entwickeltes Talent zu Intriguen, eine seltene Fähigkeit zur Anordnung und Verwaltung, Kenntniß der Welt und Vertrautheit mit den Hofsitten. Alles begünstigte seine Pläne, welche durch seine Geburt gerechtfertigt zu sein schienen.

Der Abbé Liautard war zu Versailles in den Gemächern des Marschalls Tallard geboren und ein besonderer Liebling des Prinzen Condé. Die Einberufung vom Jahre 1793 machte aus ihm einen Vertheidiger von Maubeuge, im dritten Dragonerregimente. Man findet noch heute unter den französischen Bischöfen mehrere Soldaten der Heere der Republik, welche sich wohl schwerlich versah, daß sie Streiter für die Kirche aufzog. — Seine Mitschüler in Saint-Sulpice waren Quélen und Feutrier. Zu dieser Zeit waren auch zu St. Thomas von Aquino die bekannten Katechisationen unter dem Vorsitze Sambucy's im Gange; alles verkündete im Klerus neu auftauchende einflußreiche Pläne.

Man sah sehr bald ein, daß die Trümmer der alten geistlichen Schulen nur durch vollständige Einführung des geistlichen Unterrichts zu neuem Baue vereinigt werden konnten. Das Haus in der Straße Notre-Dame-des-Champs

in dem großen Hôtel Traversaire, ein großes Unterrichtswesen, wurde unter der Direktion der Abbé's Liautard, eines Sulpicier's Froment, eines Oratorier's, und Augés, eines Jesuiten, eröffnet.

Der bigotte Theil Frankreichs soll diese Manifestation mit lautem Beifall aufgenommen haben. Noch viele andere Ermunterungen begünstigten diese Schule, und es ist unbegreiflich, wie man damals nicht bemerkte, daß dieses Institut nicht allein gegen die Universität, sondern auch gegen das Kaiserreich und die Prinzipien der neuen Verfassungen sich richtete und weit eher ein Pfaffen-, als Religionsunterricht war.

Genug, die Falle wurde nicht bemerkt; dafür ward von 1804 bis 1825 nichts vernachlässigt, um die Politik mit dem Gewebe einer Priesterbildung zu umstricken.

Das Kaiserreich übte trotz der Errichtung der Universität im Jahre 1808 für das Institut Liautard's eine Toleranz, die zu augenscheinlich war als daß sie nicht hätte berechnet sein sollen.

Napoleon glaubte des Beistands des Klerus bedürftig zu sein; er schlug den Papst und die hohen Würdenträger der Kirche, aber er zeigte sich den Abbés und ihren gefährlichen Schulen gewogen, damit es scheine, er sei von einem versöhnlichen Geiste beseelt.

Ein anderes Haus, eine Hülfsschule von dem Liautardschen, errichtete ein doppeltes Pensionat, unter der Leitung Bernhards und Augé's, das eine zu Paris rue d'Assas,

das andere zu Montrouge, in der Behausung, welche unter der Restauration das Landhaus der Jesuiten wurde.

Ludwig XVIII. hatte vom ersten Augenblicke seiner Regierung an deutlich zu erkennen gegeben, wie sehr ihm jede kirchliche Reaktion zuwider sei. Er hatte die Revolution von 1789 entstehen sehn und war von ihren ersten Aeußerungen mit betroffen worden. Ohne dem Clerus seinen Schutz und seine Gunst zu versagen, mochte er doch den Anforderungen desselben, welche die Volksgunst der Restauration verscherzen konnten, nicht nachgeben. Allein eine wunderbare Verwebung der Ereignisse zerstörte alle königlichen Pläne, und Ludwig XVIII. konnte dem fortwährenden Anliegen der kirchlichen Anmaßungen, deren thätigster Agent der Abbé Liautard war, nicht entgehen.

Hier wird die Geschichte so romanhaft, daß man ohne die Vorlage der unzweifelhaftesten Zeugnisse versucht werden könnte, die Thatsachen in Zweifel zu ziehen.

Madam de Jaucourt, Schwiegermutter der Gräfin du Cayla, hatte als Hofdame der Königin während der Emigration dem Hause der Gräfin von Provence angehört; sie hatte bei ihrem Verscheiden ihre Schwiegertochter dem Wohlwollen Ludwig XVIII. empfohlen. Im Jahre 1819 entstanden Spannungen zwischen dem Herrn du Cayla und seiner Gemahlin, welche in Folge des Verlustes eines Prozesses, den sie gegen ihren Gemahl führte, sich in der Nothwendigkeit sah, ihren einzigen Sohn, den jungen Ugolino

du Cayla, ein schwächliches Kind von etwa 4 Jahren, aus Paris zu entfernen.

Es ist bekannt, daß die Gräfin du Cayla sehr hoch in der Gunst des Königs Ludwig's XVIII. angeschrieben stand, ohne darum ihren vertrauten Umgang mit dem Vicomte Sosthenes de La Rochefoucauld aufgegeben zu haben. Durch diesen Vermittler setzte sich der Abbé Liautard, welcher dem Vicomte vom Abbé Legris=Duval, dem ehemaligen Lehrer dieses Edelmanns, kannte, in Gunst bei der Favoritin. Er war gewandt genug, der Gräfin eine Zufluchtsstätte für ihren Sohn in dem kleinen Seminar von Terminies, bei Chartres, wo er eine Art Aushülfe= und Tochterhaus von dem Institut in der Straße Notre=Dame=des=Champs gegründet hatte, vorzuschlagen. Ob wohl Liautard, der unter den Personen des alten Hofs aufgewachsen war, nicht wußte, daß Madame du Cayla, die Tochter des ehemaligen Generaladvokaten Talon, der als Mitglied des Parlements einen so großen Antheil an der Favras'schen Angelegenheit genommen, von ihrem Vater Aktenstücke empfangen hatte, in welchen die Mitschuld Ludwigs XVIII. damals noch Monsieur, Graf von Provence, klar nachgewiesen war? Es ist dies eine Sache, die man nicht recht genau weiß. Wenn Liautard, den man für einen natürlichen Sohn des Prinzen Condé, hielt, um diese Familienangelegenheiten des Prinzen wußte, so konnte er voraus berechnen, daß Madame du Cayla ihr Glück machen mußte. Sobald Ludwig XVIII. einmal auf dem Throne saß, mußte er Alles aufbieten um die

Spuren der revolutionären Fehltritte seiner Jugend zu vertilgen.

Wie dem auch sei, der junge Ugolino du Cayla wurde der Obhut des Abbé Bernier anvertraut, den der Bischof von Chartres auf Ansuchen des Grafen von Artois zum Lehrer bestimmte. Ugolino verweilte drei Jahre in der Stille von Terminies, einem Flecken drei Lieues von Arthenay und sechs von Orleans, ohne daß jemand seinen Aufenthaltsort kannte. Ein durchaus väterlicher Briefwechsel, der durch Vermittelung des Vicomte de La Rochefoucauld, von dem Abbé Liautard unterhalten wurde, setzte die Mutter in Kenntniß über die Gesundheitsumstände ihres Kindes. Zu dieser Zeit existirte der Einfluß der schönen Madame P... von Bordeaux auf den König nicht mehr. Ludwig XVIII. erinnerte sich der Bitte der Madame Jaucourt, welche um dem Proceß Achilles du Cayla gewußt hatte, und da er vielleicht fürchtete, daß die richterliche Erbschaft des Generaladvokaten Talon weiter gegangen sein möge, so wünschte er die ihm empfohlene Tochter der Madame Jaucourt kennen zu lernen.

Um dieselbe Zeit fand in der Kammer der Pairs eine Annäherung des alten und des neuen Rechts statt, welche auf der einen Seite von Chateaubriand und Montmorency, auf der andern Seite von Doudeauville und Pastoret vertreten wurde. Die beiderseitigen Interessenten trafen sich ohne besondere Partheiung in dem Hôtel La Rochefoucauld, rue de Varennes, und bei Madame de Croisy. Eben in diesem

Salon der Madame de Croisy wurde die Madame du Cayla mit dem gewandten Geistlichen bekannt, denn bisher hatte sie den Abbé Liautard nur von den Diensten hergekannt, welche derselbe ihrem Sohne erwies. Der Abbé hatte sich aber schon durch seinen einnehmenden Briefwechsel bedeutend bei dem Gemüthe der Gräfin in Gunst gesetzt. Madame du Cayla eröffnete ihm ohne Hehl, daß seine Briefe von Ludwig XVIII. gelesen wären. Die Jesuiten hatten also endlich den Weg in das Kabinet des Königs gefunden.

Das war ein ungeheurer Schritt; aber er kam der Favoritin theuer zu stehn. Die Memoiren jener Zeit behaupten, daß die Madame du Cayla den eindringlichen Befehl von Ludwig XVIII. erhielt, vor seinen Augen die Actenstücke des Favras'schen Processes zu verbrennen*). Dies war ein großer Verlust für die Geschichte, aber der König konnte jetzt einer Frau, die ihn solche Beweise von Ergebenheit gegeben hatte, nichts mehr abschlagen. Er interessirte sich natürlich für den Sohn einer solchen Mutter und für den Abbé Liautard, von dem später ein Bericht über die politische Lage des Reichs verlangt wurde.

Die Gunst des Abbé war begründet; der erste Versuch, den er machte, seinen neuen Einfluß fester zu stellen, war, daß er den Herrn de Corbières in den Ministerrath einführte.

---

*) Thomas de Mahy, Marquis von Favras, wurde auf dem Platz de Grève aufgehängt; sein Tod war die erste Handlung der revolutionären Justiz.

Der König sah regelmäßig jede Mittwoch die Madame du Cayla, welche ihrerseits mündlich oder schriftlich mit dem Abbé Liautard in Verbindung stand. Nie war wohl ein geheimer Einfluß stärker, unausgesetzter und besser befolgt.

Im Sommer 1821 zog sich die Madame du Cayla nach dem Beispiele der berühmten Favoriten der alten Bourbonen aus den Tuilerien zurück, unter dem Vorwande, daß das ihr erwiesene Vertrauen nicht so groß sei, als ihre Ergebenheit verdiene. Auf den Rath des Abbé schrieb die Gräfin an Ludwig XVIII. einen elf Seiten langen Brief, um die letzten Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche dem Eintritt der Herren Villèle und Corbières ins Ministerium entgegenstanden. Dieser Brief sollte alle Zweifel des Monarchen beseitigen. Die Gräfin hatte indeß nicht den Muth eine Antwort zu verlangen. Liautard trieb sie gewissermaßen in das Kabinet des Königs und schrieb seinerseits an Villèle, welcher sich nach Toulouse zurückgezogen hatte. Vierzehn Tage darauf, am 13. Dec. 1821, erschien die Ordonnanz, welche den Minister der Jesuiten in seine Gewalt einsetzte.

Gewiß war es etwas Außerordentliches, daß dieser Abbé aus der Zurückgezogenheit seiner Zelle in der Straße Notre-Dame-des-Champs durch die Vermittlung eines Weibes über das Schicksal Frankreichs mit einem Fürsten von so selbstständigem Geiste und so feinem Charakter, wie Ludwig XVIII. verhandelte, und die Generaldirektion der schönen Künste für Sosthènes de la Rochefoucauld, den viellieben Zögling der

Jesuiten, die Vernichtung des Concordats, die Ernennung von acht geistlichen Pairs durch königliche Ordonnanz vom 31. October 1822 und endlich die Einsetzung des Herrn de Frayssinous, dessen Conferenzen zu Saint-Sulpice die jesuitische Reaktion begonnen hatte und im Betreff dessen man sich nicht einmal die Mühe gab, den Zweck zu verheimlichen weshalb er berufen worden, zum Kultusminister verlangte und erhielt.

Villèle konnte dem verwegenen Einflusse, dessen Richtungen Liautard vertrat, nicht entrinnen; er empfing zur Leitung des Finanzministeriums aus den Händen der Jesuiten den Herrn de Renneville, der erst ganz kürzlich aus der Jesuitenschule von Saint-Acheul hervorgegangen war. Derselbe sah sich genöthigt, sich den nachfolgenden Instruktionen zu unterwerfen:

„Wir sind es, die Sie erhoben haben, nicht Ihrer wegen, den wir nicht kennen, sondern der Wohlfahrt des Staates wegen, zu deren Förderung wir Sie geeignet hielten! Nur durch Ihre Handlungsweise vermögen Sie sich zu erhalten; doch glauben sie nicht, daß es Ihnen allein und ohne Unterstützung möglich sei, den Angelegenheiten vorzustehn und Gutes zu wirken. Auf wen wollen Sie sich aber stützen, wenn Sie von den wahren Freunden des Königs ablassen. Möge jedes Gefühl von Stolz und Ehrgeiz sich vor den Intressen der Monarchie beugen...“

Dieser Brief ist wörtlich in einem Documente von unbezweifelter Glaubwürdigkeit enthalten, in den Memoiren

de Liautards, herausgegeben von ihm selber, welche uns vor Augen liegen.

Villèle glaubte genug gethan zu haben, daß er den Emigrirten eine kleine Entschädigung, die er später geben wolle, verheißen hatte, und als er den Adel und Geistlichkeit die Stufen der Macht ersteigen sah, zog er sich zurück. Das Einverständniß zwischen ihm und den Jesuiten schien gebrochen zu sein, als Karl X. den Thron bestieg. Während Ludwig XVIII. auf dem Sterbebette lag, nahm die Gunst der Madame Cayla noch immer zu, und der Abbé Liautard wußte die Umstände so gut zu benutzen, daß er begehrte in den königlichen Rath der Universität einzutreten. Frayssinous, welcher den Mann schon seit langer Zeit kannte, widersetzte sich einer Maaßregel, welche die Universität zerstört haben würde.

Man war der Meinung, daß es schon ein hinlänglicher Triumph für den Clerus sei, unter der Restauration dreißig neuer Diöcesen und gegen sechzig geistliche Schulen erworben zu haben.

Der Kampf gegen den königlichen Rath der Universität nahm jetzt einen so heftigen Charakter an, daß die Administration Villèle's trotz des unwiderstehlichen Aufschwungs der Jesuiten die Handlungsweise Frayssinous stillschweigend billigte.

Die Gräfin du Cayla fand sich hierdurch beleidigt und ließ Liautard von dem Könige zum Lehrer des Herzogs von Bordeaux ernennen, während das Haus in der Straße

Notre-Dame-des-Champs ganz ruhig zu einem vollständigen Collegium unter den Namen Collége Stanislas umgewandelt wurde. Es war dieses eine Entschädigung für die gekränkte Eitelkeit des Pfaffen. Dieses Glück berauschte Liautard; um seine Ansichten über die Einrichtung der Privatunterrichtsanstalten in größeren Glanz zu stellen, zog er sich zurück und schlug zu seinem Stellvertreter den Jesuiten Augé vor. Der Bischof von Hermopolis begriff die Wichtigkeit und Bedeutung dieses Schrittes vollkommen und bot seine Dienste mit der größten Bereitwilligkeit an.

Der Tod Ludwigs XVIII. war mit größter Ungeduld erwartet. Bei Gelegenheit des spanischen Krieges 1823 schrieb Liautard an La Rochefoucauld: „Mit jedem Regiment besitzen Sie einen Schatz; verschwenden Sie Geld, schonen Sie kein Pulver; kaufen Sie! kaufen Sie!"

Er gab der Machthaberschaft auch noch folgenden Rath: „Redigiren Sie ein officielles Journal in dem Style der neuen Nachrichten des Freundes der Religion und des Königs ohne Gift und Galle; ohne Geist und Farbe. Setzen Sie darein wie ins Pariser Tageblatt die Veränderungen des Thermometer, das Steigen und Fallen des Flusses, den Stand der Staatspapiere, die Preise von Korn, Zucker und Kaffee, die vorzüglichsten Standesernennungen und Absetzungen, die Gesetze, welche die Gesammtheit der Bürger angehen, und ganz trocken die hauptsächlichsten Ereignisse in Europa, so etwa, daß man weiß, daß der Sultan Mahmud nicht erdrosselt ist. Unterdrücken Sie alle übrigen politischen

Journale oder beschränken Sie die Zahl derselben. Die schlechte Presse muß verfolgt werden bis sie vernichtet ist."

„Durch Leute wie Frayssinous und Rauzan fesseln Sie alle Klassen, Große wie Kleine, Arm wie Reich und vorzugsweise gottesfürchtige Damen. Durch die Brüderschaften, welche sich mit dem Schulunterrichte befassen, durch die herrlichen Töchter von Saint-Vincent de Paul, durch die Schwestern zur Weisheit, zu Sanct-Andreas u. s. w. versichern Sie sich des Volks in den Städten und der Jugend in den Dörfern; Sie müssen Allen eine gleichmäßige Erziehung geben. Jene Ordensbrüder und Schwestern werden behülflich sein, bis in die untersten Klassen des Volks blinde Demuth vor die Könige, knechtische Unterwürfigkeit unter die Gewalt, Ergebung in das Unglück und jene erhabenere Philosophie zu verbreiten, welche uns mit dem dunkeln Dasein zufrieden sein läßt, worin es der Vorsehung gefiel, uns zu versenken.— Dies ist die größte Aufgabe der Regierung."

Jene erhabene Philosophie, von welcher er da mit so großer Vorliebe redet, sagte aber dem Geschmacke derjenigen, welche diese religiösen Intriguen leiteten, nicht recht zu. Frayssinous und Latil zeichneten sich durch ihren Ehrgeiz und ihre Leidenschaftlichkeit aus. Herr de Latil, welcher empor zu kommen begann, war dem plötzlichen Wohlwollen, welches der Graf von Artois der Madame du Cayla bewies, nicht fremd. Der junge Ugolino war ja von diesem entbrannten Prälaten in seinem Bisthume Chartres freundlich aufgenommen. Die Jesuiten hatten sich des

Bruders des Königs bemächtigt. Herr de Latil besaß in einem hohen Grade alle Talente zu Intriguen mit Ausnahme der Kunst zu reüssiren. In den letzten Augenblicken des Königs, als die Favorite ihren Platz zu Häupten des Königs dem Beichtvater einräumen mußte, gingen die Gedanken des sterbenden Monarchen noch darauf hinaus, den Einfluß Latils, dessen Hitze ihn erschreckte, unwirksam zu machen. Der Bischof von Hermopolis blieb durch die Verwendung Villèles im Ministerium. Nach dem Tode des Königs verschwand Madame Cayla. Herr de Latil ließ seine Creatur Tharin zum Lehrer des jungen Prinzen ernennen und der Abbé Liautard, der nichts mehr war, nicht einmal mehr Pfarrer, fiel tief, doch ohne Geräusch.

Der Klerus wurde durch diese Pallastrevolution heftig bewegt; man schrieb dieselbe den alten Ränken der Jesuiten und Oratorianer zu. Die Jesuiten erwarteten die Ankunft Polignac's, ihres Messias. Der Abbé Liautard fand sich zwischen zwei Jesuiten, dem Abbé Augé, den er selbst an die Spitze des Collége Stanislas gesetzt hatte, und de Latil festgeklemmt.

Um diese Zeit fanden zwischen den religiösen Congregationen Uneinigkeiten Statt, von welchen die liberalen Ansichten Nutzen zogen.

Liautard, dem von denjenigen, denen er geholfen hatte, so übel mitgespielt war, hatte die Freude, daß die Ordonnanzen Feutriers alle kleinen Seminare unterdrückte.

Die Jesuiten besaßen damals acht große Erziehungshäuser von unerhörtem Erfolge, welche von dieser Maaßregel betroffen wurden, nämlich Saint-Acheul, Saint-Anne, Montmorillon, Bordeaux, Billom, Aix, Forcalquier und Dôle. Freilich sah Liautard auch seine eigenen Erziehungsinstitute unterdrückt, doch waren dieselben weder so zahlreich noch so blühend.

Die Wuth der Jesuiten kannte keine Grenzen, das Ministerium von 1828, welches gewöhnlich in der Person Martignac's bezeichnet wird, wurde als das unseligste dargestellt und man hoffte auf die Ankunft Polignac's.

Kurz vor dem Falle Villèle's ward Abbé Liautard über die Erhebung Polignac's befragt.

— Das ist Alles gut, entgegnete er, mit Ausnahme Polignac's. Dieser Neuling darf unsere inneren Angelegenheiten nicht kennen lernen.

Die unselige Hand der Jesuiten, der Agenten Roms, stachelte das Königthum an. Ein Jahr darauf, d. 9. Aug. 1829, war der Herr von Polignac zum ersten Minister ernannt, und wieder ein Jahr später, den 9. Aug. 1830, bestieg Louis Philipp den Thron, von dem Karl X. herniedergestiegen war, den eine dreitägige Revolution stürzte, weil er die Ordonnanzen, welche die Jesuiten dictirten, unterzeichnet hatte.

Die Volksbewegung verscheuchte diese Banden, wie der Wind die Spreu vor sich herjagt.

Die Jesuiten, welche die Vorsicht gebraucht hatten, wenige Besitzungen auf ihren Namen zu haben, verließen die auffallenden Punkte mit der durch diesen Umstand gegebenen Leichtigkeit.

Sie fingen wieder an, im Stillen zu lehren und sich Einfluß zu verschaffen.

Die Vorfälle in Paris, das doppelte Unglück, welches Kirche und bischöflicher Palast erfahren, die niedergetretenen Kreuze entmuthigten sie anfangs; allein bald fanden sie Grund zu neuer Hoffnung. Es handelte sich ja blos darum, vorsichtig wieder vorzuschreiten. Die Eile, womit die Juliregierung die Beistimmung Roms einholte, war ein günstiges Zeichen.

War der ältere Zweig ihrer Gesellschaft durch Invasion vorgeschritten, so that es der jüngere Zweig durch Insinuation, und während das Volk draußen noch grollte, drangen sie sogar schon den Tag nach der Julirevolution in das Palais royal.

Sie thaten einen Schritt. Casimir Perier und Ancône erschreckten sie ein wenig; sie hielten an und verhielten sich still, ohne zurückzuschrecken.

Hier beginnt eine Reihe von Thatsachen.

Nachdem sich die Jesuiten versichert hatten, daß ihnen der Hof nicht ungünstig sei, und daß sie sogar auf gewisse fromme Sympathien zählen könnten, traten sie einer nach dem andern ohne Geräusch wieder auf und nahmen die verlorenen Stellungen wieder ein. Die wichtigste derselben,

nach der sie unaufhörlich getrachtet haben, ist die der öffentlichen Unterweisungen, des Jugendunterrichts. Sie ist die Grundlage des Streites in der Gegenwart geworden.

Die Hindernisse, welche sich einem Vordringen in diesem Felde entgegenstellten, waren zahlreich und abschreckend. Die mächtige Einigkeit der Universität stand ihnen entgegen. Die öffentliche Meinung und die allgemeine Abneigung stieß sie zurück, die Gesetze des Landes verketteten die Universität und Volk. Die Jesuiten bildeten sich ein, über solche Widerstände siegen zu können, blos vermittelst der geheimen Sympathien, welche die religiöse Oppression an die politische kettet; sie stützten sich also auf den Haß, welcher ihnen wie der Macht entgegenstand.

Unter der Restauration suchten die Jesuiten ihre Hülfstruppen unter dem niedern Klerus; Missionen zu allen Theilen des Volks, religiöse Paraden, Predigten, Bußübungen, nichts wurde verschmäht; man nahm auch seine Zuflucht zu Wundern, unter denen das Kreuz von Migné in einem Winkel von Poitou oben an stand.

Unter der neuen Ordnung der Dinge wurde es anders. Sie wandten sich an die Häupter des hohen Klerus und überzeugten die Bischöfe, daß der öffentliche Unterricht und die Universität ein ungeheures Complot bildeten, dessen Zweck sei, den katholischen Glauben in Frankreich zu vernichten, die Kirchen zu zerstören und die Priesterschaaren auszutreiben.

Sie schmähten auf Schulen, Pensionen, Collegien und Academien, auf die Sorbonne, die Normalschule und das

Collége de France. Es gelang ihnen dies so gut, daß sie bei vielen Personen Gewissenszweifel erregten und Familienbesorgnisse hervorriefen, und daß sie das Bisthum erhoben, als stände die Zeit der Verwünschung und des Fluchs aus den Wahrsagungen der Propheten bevor. Die Priester sahen die Falle, welche ihnen gelegt war, nicht, sie gingen hinein, verleitet durch den heimlichen Gang priesterlichen Ehrgeizes und durch den Geist kirchlicher Eigensinnigkeit und Widersetzlichkeit, wodurch sie sich stets vom Staate getrennt haben.

Die Jesuiten hatten diese Leidenschaften wohl gekannt, und Rom ermunterte das feindselige Auftreten der französischen Prälaten.

Das Gouvernement ärgerte sich über diese Zänkereien weit mehr ihrer Unverschämtheit, als ihrer Beschaffenheit wegen, es suchte sich in einer Neutralitätsrolle zu erhalten, die dem Klerus günstig war; der Hof blieb stumm. Der niedere Klerus mischte sich nicht in diesen Streit, der nur die Bischöfe anging, welche für sich die Freiheiten und Macht verlangten, die sie den Priestern verweigerten.

Unterdeß beunruhigte sich die öffentliche Stimmung, welche das Vorhandensein von verderblichen Tendenzen und das Drohen einer Gefahr ahnete. Die Jesuiten traten immer mehr mit ihren Namen und als gemeinschaftliche Gesellschaft hervor. Ein großer Proceß lieferte den Beweis der Existenz eines Ordenshauses in der rue des Postes, seiner Operationen

Bestrebungen und Reichthümer; es war noch immer das alte, unvertilgbare, vielgelenkige System.

Zu gleicher Zeit begannen die Bischöfe sich offen für die Jesuiten zu erklären und sprachen sich dahin aus, daß sie im Fall einer Ausweisung dieselben in ihre Paläste aufnehmen würden. Man überschwemmte Stadt und Land mit jenen mystischen Schriften, welche den Geist verwirren und das Herz verderben, und den Pfarrern war es nicht mehr möglich einem Aberglauben zu begegnen, der eine dem Guten so hinderliche, aber verworfenen Plänen förderliche Unwissenheit nährte. Weltsinn und seine Frivolitäten verdarben die frühere Reinheit des Cultus.

Es erhoben sich Stimmen um die Ausführung der Gesetze wieder zu verlangen, welche dem Müssiggang der Sonn- und Festtage vorschrieben.

Nichts glich der Arroganz und Verwegenheit der religiösen Polemik und dem Ansinnen der Bischöfe, welche die eigentlichen Fackelträger dieses allgemeinen Brandes waren.

Wenn es geschah, daß die Regierung diese Eingriffe im Zaume zu halten versuchte, so that sie es nur mit schwacher, zitternder Hand; die Bischöfe trotzten der Strafe.

Eine ehrgeizige Popularität wollte sich der öffentlichen Meinung beliebt machen, und stellte der Regierung den ganzen Uebelstand nebst den Mitteln vor Augen, die das Gesetz zu verschiedenen Zeiten zu seiner Unterdrückung gegeben hatte. Man bewies der Regierung, daß diese Gesetze noch in voller Kraft beständen.

Der Frevel war groß. Die Existenz von widerrechtlichen Gesellschaften wurde aufgedeckt und Frankreich vernahm zu seinem großen Erstaunen, daß es eine große Besitzung der Jesuiten geworden sei, die sich in zwei Provinzen theilte, die von Paris und die von Lyon. Man wußte ferner, daß in Folge eines besonderen Gehorsams die gesammte französische Geistlichkeit, die Bischöfe an der Spitze, beabsichtigte, sich in den wichtigsten Punkten der kirchlichen Disciplin von ihrem nationalen Gehorsam loszusagen. Nur der niedere Klerus widerstand diesem verbrecherischen Bestreben.

Uebrigens trat der ultramontane Einfluß in der ganzen administrativen Handlungsweise klar hervor.

Bei dieser Gelegenheit wagte das Gouvernement, durch die Fesseln, welche es sich hatte anlegen lassen, in die Klemme getrieben, nicht nach eigenem Entschlusse zu handeln, sondern fragte Rom, wie die Gesetze in Paris auszuführen seien.

Das war die ganze Entwickelung der Komödie, welche ganz Rom bis in die letzten Zellen seiner Klöster beschäftigt hatte.

Der Gesandte Frankreichs kam in der päpstlichen Hauptstadt an, ohne eigentlich recht zu wissen weshalb. Anfangs verweigerte man ihm den Zutritt zum Papste, unter dem Vorwande, daß der Grund seiner Sendung nicht genügend ausgesprochen sei. Er wurde wie ein Proceß der Rota von Sekretariat zu Sekretariat geschleudert; das päpstliche Gouvernement lachte in seiner Schlauheit mit ränkevollem Spott über ihn und schickte ihn endlich an den General der Jesuiten,

damit er — die Vollstreckung der französischen Gesetze erlange.

Der General versicherte, es stehe durchaus der Handhabung der Gesetze nichts im Wege und verabschiedete den Gesandten Frankreichs, den Abgeordneten des Herrn Guizot, der verzweiflungsvoll zwischen dieses Dilemma geschoben war:

„Entweder haben Sie Gesetze gegen uns oder nicht; haben Sie solche, wer hindert Sie an der Ausführung? haben Sie keine, so machen Sie welche. Uns kümmert der ganze Handel nicht."

Als Herr de Rossi von Rom schied, schrie alle Welt Sieg.

Die Einen sagten:

— Er hat alles erreicht.

Die Anderen versetzten:

— Wir haben nichts zugestanden.

Als die Jesuiten den Sturm sich über ihrem Pfade aufmachen und Sand aufwirbeln sahen, der sie zu vernichten drohte, warfen sie sich nieder. Der Tod verbreitende Wirbel geht über sie weg ohne sie zu berühren, sie erheben sich aufs Neue und setzen ihren Marsch fort.

Von der französischen Tribüne herab, wehete der versengende Samum; die Jesuiten haben das Verderben vorüberziehen lassen und werden sich wieder erheben.

Von allen Dingen, die ihnen zuwider zu sein schienen, blieb nichts übrig als eine Leere und ein Räthsel, wofür niemand die Lösung hat. Das Haus in der rue des Postes

ist verlassen, es ist den Jesuiten in Frankreich untersagt, als Gemeinschaft zu leben; aber das Band ihrer Verbrüderung ist nicht zerrissen, es ist nur erweitert.

Ueber allem diesem schwebt ein Geheimniß, das Geheimniß Roms.

Die Jesuiten kennen es; wir kennen es gleichfalls.

Die Jesuiten halten sich nicht für geschlagen, und um die Reichthümer, welche sie besitzen, besser in die Augen zu stellen und ihre Macht deutlicher zu zeigen, wollen wir die neuesten Documente von zuverlässiger Sicherheit über diesen Orden hier aufführen.

Die verschiedenen Etablissements der Gesellschaft Jesu sind unter folgenden Rubriken begriffen:

1) Die Profeßhäuser, in welchen die Professen des Ordens wohnen, d. h. die Priester, welche zu höheren Würden in der Gesellschaft und zu Lehrern der heraufzubildenden Mitglieder vermöge ihres Gelübdes eines unbedingten Gehorsams gegen den Papst in allen Fällen befähigt sind, und die ihrer ersten Bedeutung nach weder Gründe noch Güter haben sollten.

2) Residenzen sind dagegen die Häuser, worin Professen und andere Mitglieder durch einander leben, dieselben haben das Recht liegende Gründe zu besitzen.

3) Die Seminare sind die theologischen Anstalten für den Orden; die Scholastiken die Lehranstalten für Rhetorik und Philosophie. Die Noviziate die Prüfungsorte für Neuein-

tretende, wo hingegen die Lehranstalten für die Jugend Collegien genannt werden.

Die gesammten Mitglieder zerfallen in drei Hauptklassen: die Priester, welche sich in Professen, für die Verwaltung bestimmte und gewöhnliche Priester theilen; die Scholaren und Novizen und endlich die mit Besorgung des Hauswesens und weltlichen Geschäften beschäftigten Laienbrüder.

Im Jahre 1626, also 86 Jahre nach der Stiftung zählte der Orden in Europa 29 Provinzen, nämlich: 4 in Italien, 2 in Sicilien, 1 in Sardinien, 5 in Spanien, 5 in Frankreich, 3 in Belgien, 1 in Schottland, 1 in Irland, 5 in Deutschland und 2 in Polen. Außerdem noch 15 Provinzen außerhalb Europa. Diese Provinzen umfaßten 803 Häuser und Niederlassungen mit 25 Profeßhäusern, 165 Residenzen 47 Noviziate, 36 Seminarien, 467 Collegien und 63 Missionen in außereuropäischen Ländern. Die Stärke der Mitglieder belief sich auf 15,493 Personen, von denen 13,369 auf Europa kamen. Spanien mit 2962, Deutschland mit 2283, Italien mit 2256 und Frankreich mit 2156 Mitgliedern waren die stärksten Länder.

1710 besaßen die Jesuiten 612 Collegien, 157 Pensionate und 679 Aufenthaltshäuser für ihre Ordensmitglieder. Sie beherrschten 80 Universitäten.

1749, also einige 20 Jahre vor der Aufhebung, besaßen sie 89 Profeßhäuser, 335 Residenzen, 176 Seminarien, 61 Noviziate, 669 Collegien und 273 Missionen. Der Personenbestand war 22,589 Mitglieder, worunter 11,239 Priester.

Gegenwärtig sind ungefähr 40 Jahre verflossen, daß die Gesellschaft Jesu allgemein hergestellt wurde. Ihre Fortschritte waren leise und langsam in der ersten Zeit; sie siedelte sich ganz im Stillen in den verschiedenen Staaten Europa's an; desto sichrer aber wußte sie sich auszudehnen. Im Verhältniß betrachtet zählt sie gegenwärtig mehr Mitglieder, als der alte Orden in derselben Zeit erworben hatte, und ihre Macht vergrößert sich von Jahr zu Jahr, trotz aller Schwierigkeiten, welche die öffentliche Meinung ihr fast überall bereitet.

Der Orden besitzt gegenwärtig in und außer Europa 14 Provinzen, nämlich: Rom, Sicilien, Neapel, Turin, Spanien, Paris, Lyon, Belgien, England, Oesterreich, Oberdeutschland, Irland, Maryland und Missouri.

Am ersten Januar 1838 zählte sie in diesen Provinzen 173 Niederlassungen mit 3067 Mitgliedern.

Am ersten Jan. 1841, 211 Niederlassungen und 3565 Mitglieder.

Den ersten Jan. 1844, 233 Niederlassungen und 4133 Mitglieder.

Innerhalb sechs Jahren hat also die Gesellschaft eine Vergrößerung von 60 Niederlassungen und 1066 Mitgliedern erfahren.

Diese Vergrößerung war im Jahre 1844 noch weit bedeutender. In den sieben Provinzen Rom, Sicilien, Turin, Spanien, Paris, Lyon und Belgien hatte der Orden im Laufe des Jahres eine Vergrößerung von 568 Mitglie-

dern bekommen. Der Zudrang zur Aufnahme war in letzterer Zeit so gewaltig gewesen, daß sogar der General des Ordens dieser Vergrößerungssucht durch besondere Verwarnung entgegentrat.

Die Provinz Rom zählte am ersten Jan. 1841 601 Jesuiten und am ersten Januar 1845 702, nämlich 269 Priester, 201 geistliche Schüler und 232 Laienbrüder. In Rom residirt der Ordensgeneral; hier befinden sich die bedeutendsten Orte der Gesellschaft. Allein in der Stadt Rom hat die Gesellschaft 6 Häuser, worunter 1 adeliges und 1 anderes Collegium sich befinden, außerdem hat sie die Leitung fast aller Unterrichtsanstalten und hält ein eigenes Collegium, worin sie deutsche Weltpriester für die ihrem Orden verschlossenen Länder Deutschlands bildet.

Die Provinz Sicilien umfaßte bis Anfang 1841 250 Jesuiten und am ersten Januar 1845 276, nämlich 112 Priester, 72 Scholaren und Novicen und 83 Laienbrüder. Die Hauptniederlassung ist in Palermo, wo 3 Häuser mit 2 Collegien bestehn.

Die Provinz Neapel zählte am ersten Jan. 1841, 244 und am ersten Jan. 1844 269 Mitglieder, unter deren 85 Priester und 97 Priesterzöglinge sind.

Die Provinz Turin hat seit dem ersten Jan. 1841 bis dahin 1845 sich von 379 auf 428 gesteigert, nämlich 156 Priester, 138 Scholaren und 134 Laienbrüder. Turin und Genua sind die Hauptniederlassungspunkte.

Die Provinz Spanien wurde durch die politischen Ereignisse der letztern Zeit mehrfach zerstört und den Jesuiten der Aufenthalt in dem Lande verboten; nichts desto weniger hat sich die Zahl der in Spanien selbst lebenden Jesuiten in letzterer Zeit immer mehr wieder vermehrt. Zu Spanien rechnet man auch noch die Orte, welche die Gesellschaft in Paraguay wieder eingenommen hat.

Frankreich zerfällt in 2 Provinzen, Paris und Lyon.

Die Provinz Paris hat sich vom ersten Jan. 1841, wo sie 291 Mitglieder zählte, bis zum ersten Jan. 1845 auf die Zahl von 420 Mitgliedern vermehrt, nämlich 204 Priester, 110 Scholaren und 106 Laienbrüder. Dieselben sind in 17 Häuser vertheilt, wozu 2 Missionen in Canada und China kommen.

Die Provinz Lyon hat vom ersten Jan. 1841, wo sie 290 Mitglieder zählte, bis zum ersten Jan. 1845 eine noch größere Vermehrung erfahren, als Paris, denn sie zählt 446 Mitglieder, wovon 188 Priester, 147 Scholaren und 111 Laienbrüder sind. Die Zahl der verschiedenen Häuser beträgt 13, wozu eine Niederlassung in Algier und drei Missionen in Syrien, Indien und Madagascar kommen.

Im Verhältniß die blühendste Provinz ist Belgien, welche zugleich der Zufluchtsort für die Collegien, welche in Frankreich und andern Ländern nicht bestehen dürfen, so wie der Bildungsplatz für neue Ordensmitglieder und Missionen nach den dem Orden feindlichen Ländern geworden ist. Am ersten Jan. 1841 waren 281 Mitglieder vorhanden, welche

bis zum ersten Jan. 1845 auf 424 stiegen, nämlich 147 Priester, 176 Scholaren und Novizen, und 101 Laienbrüder. Die Menge von Erziehungs und Lehranstalten anderer Provinzen sowie anderer Orden sind natürlich nicht mit darein begriffen.

England zählte am ersten Jan. 1841 140 Ordensmitglieder, welche sich am ersten Jan. 1845 auf 164 vermehrt hatten. Unter der Begünstigung der englischen Regierung schreitet die Gesellschaft in diesem nicht katholischen Lande mit Riesenschritten fort, und zählte zu der angegebenen Zeit 15 verschiedene Niederlassungen, unter denen mit zehn Häusern Collegien verbunden waren.

Die Provinz Oesterreich ist mit Gallizien verbunden, wo die österreichische Regierung die aus Rußland ausgetriebenen Mitglieder des Ordens aufnahm. Von den 310 Mitgliedern, welche diese beiden Länder am ersten Jan. 1844 zählten, befanden sich in den deutschen Orten Innspruck, wo ein gewöhnliches und ein adliges Collegium ist, dem Collegium und Noviziate zu Grätz, und in dem Collegium zu Linz 34 Priester, 60 Scholaren und Novizen 44 Laienbrüder, zusammen 138 Personen. Hieran schließt sich die verwandte Provinz

Ober-Deutschland. Diese Provinz umfaßt hauptsächlich die Schweiz, hat aber immer viel Missionäre in deutschen Ländern umher und begreift das in Köthen befindliche Haus in sich, so wie das deutsche Collegium in Rom, welches in einem Zeitraume von zehn Jahren gegen 200 Zöglinge der

Jesuiten durch Deutschland und die Schweiz als Priester und Pfarrer verbreitet hat. Die Stärke dieser Provinz ist 273 Mitglieder, unter denen 89 Priester und 115 Scholaren sind.

Auch in Irland schreitet die Gesellschaft rüstig voran, denn sie zählt daselbst bereits 73 Angehörige.

Desgleichen ist das aufblühende Amerika ein Augenmerk der Gesellschaft, wo sie bereits die beiden Provinzen Maryland und Missouri gebildet hat, worin sich am ersten Jan. 1844 231 Mitglieder befanden.

Diese Zahl stellen den Fortgang des Ordens auf das Deutlichste vor Augen und beweisen, daß die größte Ungunst der Verhältnisse, der entschiedenste Haß der Nationen und selbst Gewaltmaaßregeln gegen denselben seine Ausdehnung nicht zu hemmen vermochten.

Der Jesuiten willen ist in Spanien Blut geflossen, in Frankreich standen ihretwegen die heftigsten Kämpfe bevor, und die Schweiz wurde durch sie in Bürgerkrieg und Schrecken gehüllt. In Amerika sind sie vielen Orts vertrieben, Portugal und Deutschland schaudern, sie wieder aufzunehmen, und Rußland jagte sie sämmtlich über die Grenze, obgleich es der erste Staat gewesen war, der den aus aller Welt Vertriebenen eine Zufluchtsstätte eröffnete.

Woher die Mittel fließen, um den Aufwand für diese kostspielige Personenzahl zu bestreiten?

Der Orden hat ein Gesetz, welches ihm verbietet, irgend etwas für seine Dienstleistungen anzunehmen. Er darf weder

für seine geistlichen Amtsübungen, noch für den Unterricht, den er ertheilt, noch für irgend etwas anderes eine Entschädigung oder gar eine Bezahlung annehmen. Obgleich nun scheinbar dieses Verfahren voraussetzt, daß andere Hülfsquellen für ihn geöffnet sind, so ist doch dies keineswegs der Fall; im Gegentheil zieht der Orden durch diesen Schein der Uneigennützigkeit den höchsten Gewinn. Die freiwilligen Gaben sind immer weit größer, als die durch eine bestimmte Taxe festgesetzten; die Kostgelder, welche durch die unentgeltlichen Lehranstalten aufgebracht werden, sind ungeheuer, und da kein Mitglied des Ordens für sich allein besitzt, sondern nur in Gemeinschaft mit den Andern die Schätze des Ordens theilt, so entsteht eine regelmäßige Ordnung des gesammten Vermögens, welches wiederum durch eben diese Maaßregel insofern bedeutenden Gewinn zieht, als das Vermögen der in den Orden tretenden Personen in der Regel der Gesellschaft zufällt. Außerdem bezieht der Orden von Kirchen und Gesellschaften zu geistlichen Zwecken die bedeutendsten Unterstützungen, wie denn z. B. die Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens demselben im Jahre 1844 die bedeutende Summe von 89,612 Thalern 17 Groschen für seine Missionsbemühungen auszahlte, obgleich nur gegen achtzig Missionspriester im ganzen Orden existirten. Wie viel der Orden selbst auf mittelbarem Wege von seinen Beichtkindern und Schülern zieht, läßt sich darnach leicht berechnen.

Deutschland ist, wie die obigen Mittheilungen zeigen, dasjenige Land, welches im Durchschnitt am besten von dem

Wiedereindringen der Gesellschaft sich bewahrt hat. Freilich half es ihnen wenig; denn die Jesuiten wußten auch hier ein Mittel im deutschen Collegium zu finden und so jene Abneigung zu umgehen. Freilich sind die Früchte doch nicht die besten gewesen; denn die Erfolge der Streitigkeiten über gemischte Ehen und die Heraufbeschwörung von altem Wunderglauben hatte das Gegentheil von dem zur Folge, was damit bezweckt werden sollte und trieb den Geist freierer Forschung und ruhiger Erwägung zu Schritten, welche Rom aufs Neue großen Abbruch thaten. Wir werden hierauf später zurückgeführt werden.

XXIII.

Die Legationen.

Eines Morgens, als die Nonnen aus der Messe kamen, erschienen zwei derselben, welchen eine höhere Rolle im Kloster oblag, in Noemis Zelle und befahlen ihr, zur Superiorin zu folgen. Die Jüdin gehorchte mit jener Ergebung, welche sie sich als Gesetz auferlegt hatte. Bei ihrem Durchgange durch die langen Korridors war sie der Gegenstand der lebhaftesten Neugierde. Die Thüren der Zellen öffneten sich halb und zeigten ihr junge hübsche Gesichter, welche hinter

den Riegeln gleich Blumen, die ohne Luft und Sonne leben, verblichen waren. Einige hatten einen Ausdruck mitleidiger Güte im Angesicht und richteten wohlwollende theilnehmende Worte an sie; allein die größte Zahl sah sie mit drohenden wüthenden Blicken an und stieß heftige schmähende Worte gegen sie aus. Dieser fanatische Eifer entstellte die Anmuth der Jugend und Schönheit durch seine convulsivischen Ausdrücke.

Noemi ließ sich von diesem Zeichen der Ereiferung nicht aufregen; sie lächelte denen, die der armen Gefangenen ein Wort des Trostes nicht verweigerten, freundlichen Dank.

Beim Hingehen unter den Fenstern, die auf den größern innern Hofraum hinausgingen, sah sie eine Karosse, in welche so eben eine Frau stieg, die sich angelegentlich zu verstecken schien; allein gerade durch dieses Bemühen zog sie die Blicke der jungen Jüdin auf sich. Noemi erkannte in ihr die Signora Naldi; in einer in dem Grund des Wagens gedrückten unförmigen Masse glaubte sie auch die Züge und die Gestalt des Monsignore Pamphilio zu erkennen, der den Wagen nicht verlassen hatte.

Die Signora war bei der **Madre** (Mutter, Benennung der Oberin in italienischen Klöstern) gewesen, zu der man die Jüdin jetzt führte.

Die Superiorin saß in einem ungeheuern Lehnsessel gedrückt; sie gab den bei ihr weilenden beiden vertrauten Schwestern ein Zeichen sich zu entfernen und blieb allein mit Noemi, die sie in aufrechter Haltung vor sich stehen ließ.

Die Aebtissin war eine Frau, welche die vierziger Jahre überschritten hatte; sie war lang, dürr und hager. Ueber ihr ganzes Wesen war der trockene, stolze, aristokratische Typus ausgegossen; die Gewohnheit zu befehlen hatten den Stolz in ihr bis zur Härte ausgebildet, von ihren dünnen bleichen Lippen gingen nur kurze, befehlerische und fast immer verletzende Worte hervor. Es war schwer zu bestimmen, ob es die Folgen der Kasteiungen des Klosters waren oder des Bedauerns der Welt, wodurch ihre Mienen vor der Zeit gefaltet und gebleicht waren.

Man nannte sie **Madre veneranda**; unter dem so heiligen Namen war ein reizender Name versteckt, der lange Zeit die Wonne aller Jungen gewesen war, weil die Trägerin desselben vor ihrem Eintritte ins Kloster die ganze römische Welt mit Entzücken erfüllt hatte. Die Schönheit der jetzigen **Madre veneranda** war eine wunderbare gewesen, niemand hatte sich so vortrefflich wie sie auf die Einfädelung und Durchführung galanter, kirchlicher oder politischer Intriguen verstanden. Donna Olimpia hatte sie vor ihrem Eintritte ins Kloster, der in den römischen Salons großes Aufsehen machte, gut gekannt und in vertrautem Verkehr mit ihr gestanden; so war es denn natürlich, daß die Signora Naldi sie zur Wächterin Noemis gewählt hatte.

Das Kloster, dem die **Madre veneranda** vorstand, war keiner strengen Regel unterthan; es war hauptsächlich für adelige **Signorine** bestimmt, die man aus den Familien los werden wollte, und für **Donne**, welche die Welt zu verlassen

hatten. Die **Madre veneranda** besaß eine wunderbare Geschicklichkeit ihre Untergebenen zur Gottesfurcht und Buße anzuleiten; so sollte sie denn auch jetzt Noemi zu dem Schritte führen, den man von ihrem edlen Herzen noch nicht hatte erlangen können, zum Verrath an ihrem Vater und an ihrem Gott.

— Meine Tochter, sprach sie zu Noemi, Deine Fehler sind groß vor dem Angesichte Gottes und der Menschen. Es gibt nur ein Mittel der zwiefachen Strafe, die Du verdient hast, zu entgehen, und das ist die Buße; damit Du durch Demuth zeigest, daß Deine Reue aufrichtig ist.

Die Superiorin glaubte Noemi durch die überraschende Gewalt des ersten Schlages erschüttert zu haben und mochte ihr nicht Zeit lassen, sich wieder zu fassen; sie nahm zu den wirksamsten Kunstgriffen ihre Zuflucht, um dieselbe zu überreden, allein alle Künste scheiderten an einer physischen und moralischen Gleichgültigkeit, deren fortwährende Dauer den Gedankengang und die Rede der **Madre veneranda** verwirrte. Sie suchte dem Mädchen begreiflich zu machen, daß sie als überführte Schuldige, mit den Feinden des Staats Verbindungen unterhalten zu haben, in der frevlerischen und gotteslästerlichen Absicht, ihnen Alles, was ihnen in ihren Unternehmungen gegen die katholische Religion und den heiligen Stuhl behülflich sein konnte, mitzutheilen, sich den schrecklichsten Strafen ausgesetzt habe, von denen sie durch nichts befreit zu werden vermöge. Zu gleicher Zeit und um dem Herzen, das sie erschüttern oder erzittern machen wollte,

keine Ruhe zur Sammlung zu gönnen, fügte sie hinzu, daß sie, wenn Noemi in das, was man von ihr begehre willige, durch sie alle Nachsicht und Begünstigung erlangen könne, die sie weder beanspruchen noch hoffen dürfe, und malte ihr dabei mit Enthusiasmus das Glück und Wohlergehen aus, welches über sie ausgeschüttet werde.

Die gute schlaue Frau ereiferte sich selbst durch ihre glühende Rede und rief mit verstellter Liebe:

— Meine Tochter! warum länger der Stimme des Gottes der Güte widerstreben, der Dich zu sich ruft, nicht um Dich für die Unbill, die seine Gerechtigkeit auferlegt, leiden, sondern um Dich auf Erden das Glück kosten zu lassen, welches er seinen Auserwählten im Himmel aufbewahrt hat!

Aber mit dem Eifer der **Madre veneranda** wollte es nicht so recht gehen; die gemächliche Ruhe, das sarkastische Lächeln, die gleichgültige Haltung der Jüdin verwirrten sie; sie vermochte nichts an Worten und Gedanken zu finden, als jene gemeinen, nichts sagenden Redensarten, welche an gebildeteren Gemüthern, die von heftigeren Stößen erschüttert werden wollen, wirkungslos vorübergehen; sie schwieg!

Das Schweigen der Jüdin, die kalte, herrschende und wie ein antikes Marmorbild regelmäßige Schönheit derselben übten eine besiegende Gewalt über sie aus. Einen Augenblick schien sie verwirrt und besiegt; dann auf einmal sprang sie auf, ihre hohe Gestalt, die bisher zusammenge-

beugt gesessen hatte, richtete sich, von einem innern Feuer lodernd, lang in die Höhe.

— Tochter Israels, Dich, die mein Glaube mich verwünschen heißt, Dich will ich retten; kehre in Deine Zelle zurück und lies diesen an Dich gerichteten Brief. Wenn Du ihn gelesen hast, in einer Stunde, magst Du mich wieder sehen. Ich werde Dir dann sagen, wie dieser Brief in meine Hände gefallen ist und Du magst mir Deine Entschlüsse dann mittheilen.

Noemi ergriff den Brief, den die Hand der Superiorin ihr darbot und entfernte sich rasch. Auf ihrem Rückwege nach der Zelle bemerkte sie die böswillige Neugierde, mit welcher ihre Hausgenossinnen sie ansahen, nicht.

Sie schloß sich ein. Ihre Verwirrung war übermäßig. Einen Augenblick betrachtete sie voll Entsetzen den Brief, als begriffe sie, daß ihr ganzes Geschick unter den Falten desselben verborgen liege. Dann trieb ein unwiderstehlicher Hang sie an, sie riß ihn heftig auf, den Brief, dessen Ueberschrift lautete:

An Noemi, Tochter Ben Saul's.

Wer schildert die Empfindungen der Jüdin, sie erkannte in dieser Zeile die Handschrift Paolo's.

Der Brief trug die Bezeichnung: Forli bei Ravenna, sein Inhalt war nachstehender:

„Aus der Tiefe eines Kerkers schreibe ich Ihnen zu einer Stunde, wo meine Wächter mich schlafen glauben. Gestern bin ich in einem Zusammentreffen mit den Schweizerdra=

gonern und Soldaten, welche das römische Gouvernement mit geborgtem Golde bezahlt uns zu vernichten, verwundet in die Hände derselben gefallen. Man schleppte mich fort und warf mich in ein feuchtes verpestetes Gefängniß, das ich aber jetzt schon einem Palaste vorziehe.

Mir zur Seite lag ein anderer Gefangener; er war jung und alles verkündete an ihm ein weichliches, reiches, prunkgewohntes Leben, sein Gesicht schien mir nicht unbekannt; ich hatte eine dunkle Erinnerung, daß ich ihn schon einmal gesehen; ein Lichtstrahl aus der Leuchte der Runde, welche unsern Kerker besuchte, beleuchtete sein Antlitz — ich erkannte seine Züge wieder; es war der junge Herr, der Sie in seiner Trunkenheit im Garten Pincio beleidigte.

Gleich mir hatte er in den Reihen der Freunde der Freiheit gefochten, die sich gegen den päpstlichen Despotismus erhoben, gleich mir war er unter den Bajonnetten der fremden Miethlinge gefallen.

Ich gab ihm mein Erstaunen kund, ihn unter den Unsrigen zu finden, ihn den seine Stellung nach der entgegengesetzten Partei zu rufen schien. Es kam zu Erklärungen zwischen uns; er sprach Ihren Namen aus und schnell erfuhr ich, daß es der Name jener Jungfrau war, die ich gegen eine Unbill beschützt hatte, und deren Gedächtniß mir seitdem durch nichts aus dem Geiste verdrängt werden konnte; Sie waren es Noemi, Sie, die ich liebe, seit ein Blick von Ihnen wie ein himmlischer Strahl in meine Seele fiel.

Stephan hat mir seine Liebe zu Ihnen bekannt; o wüßten Sie, wie unendlich meine Hoffnung durch sein Geständniß gewachsen ist.

Bei jedem Worte fühlte ich mich süß gehoben, mein Leiden verschwand und alles trat deutlich vor meinen Blick.

Wie mochte ich doch nicht augenblicklich Sie in dem himmlischen Wesen erkennen, für welches Dom Salvi mein Vater, eine so große Zuneigung hegte, und über das ich so oft und viel gewacht habe, ohne es zu kennen.

Erinnern Sie sich, Noemi, des Tages, wo wir in feierlicher Messe angesichts Gottes uns einander verlobten? Mir schien es damals, als einten sich Ihre Blicke mit den Meinigen um unsere Herzen in lichtvoller Erhebung zu verschmelzen.

Aber welch eine Minute, Ihnen von Liebe zu sprechen, wo ich nur zwei Schritte von der Richtstätte stehe, und schon die Schläge vernehme, welche das Gerüst bauen, auf denen ich morgen meinen letzten Spruch vernehmen soll.

Ich verdanke Stephan diesen Augenblick der Erleichterung von meinen Leiden; es ist gestern ein neuer Wächter von Rom angekommen, Carlo, der eigens hierhergesendet ist. Wenige Stunden nach seiner Ankunft trat er schon in unsern Kerker und erklärte uns, daß Monsignore Pamphilio, Stephans Onkel, ihn darum in der Eigenschaft eines Wächters hierher geschickt habe, um seinen unvorsichtigen Neffen zu retten. . . . Carlo hat uns mit Dinte und Papier versehen,

und es übernommen, diesen Brief durch sichere Hand an Sie gelangen zu lassen.

Noemi hatte geendet. Sie erhob sich; aus ihrem Antlitze leuchtete ein rascher Entschluß. Fest und ruhig erwartete sie die Wiederkehr der **Madre veneranda**, die auch nicht lange zögerte.

Die Jüdin blieb voll starker Fassung und unerschrocken schweigend stehen, bis die Superiorin das Wort an sie richtete.

Als die Superiorin Noemi entschlossen sah, ein Schweigen, welches ihrer Ungeduld und Neugierde nicht im mindesten zusagte, zu brechen, hub sie endlich an:

— Nun! was hast Du beschlossen?

— Ich widerstrebe dem, was man von mir verlangt, nicht; ehe ich indeß einen bestimmten Entschluß fasse, muß ich eine Unterredung mit Monsignore Pamphilio haben.

— Was hat der bei der Angelegenheit zu thun?

— Er hat sich früher schon darein gemengt. Hat nicht er Ihnen diesen Brief eingehändigt?

— Nein, sondern die Signora. . . .

— Die Signora Naldi, die Monsignore an der Klosterpforte im Wagen erwartete.

Als die Superiorin Noemi so wohl unterrichtet sah, trug sie weiter kein Bedenken. Eine Stunde nachdem die **Madre** von der Jüdin fortgegangen war, trat Monsignore Pamphilio in die Zelle derselben.

Noemi konnte ihre Freude, die sie empfand, als sie ihren Feind in die Falle schlüpfen sah, welche sie für ihn ausgelegt hatte, nicht gut verbergen.

Pamphilio setzte sich murrend auf den schlichten Schemel, welcher sich in der Zelle befand, indeß Noemi aufrecht und in höchster Würde vor ihm stehen blieb.

— Nun, ungläubiges Mädchen! sprach der Prälat, Sie geben endlich unsern Anforderungen nach?

— Noch nicht, Monsignore; aber ich habe Bedingungen vorzuschlagen.

— Wie? Bedingungen, mit einer Jüdin!

— Sprechen Sie nicht aus so hohem Tone, vor der Hand wenigstens nicht, Monsignore, damit Sie später auch noch etwas bei Stimme bleiben.

— Immer noch dasselbe auffahrende Wesen!

— Lassen Sie uns keine Zeit verlieren, die Augenblicke sind kostbar. Wollen Sie Ihren Neffen retten?

— Um jeden Preis.

— Wohlan, retten Sie Paolo, so rette ich Stephan.

— Paolo ist ein Rebell. . . .

— Und Stephan sein Mitschuldiger.

— Ich vermag nichts für Paolo.

— Und ich vermag alles wider Stephan. Ihrem Plane zufolge hoffte die Oberin des Klosters dadurch über meine Widerspenstigkeit zu siegen, daß sie mir einen Brief mittheilte, den ohne Zweifel Verrath Ihnen in die Hände führte. Carlo, Ihr Emissär in Ravenna, kannte seinen Inhalt nicht,

er hat Ihnen denselben verkauft. Die Unvorsichtigkeit der Superiorin gab ihn in meine Hände und ich habe ihn bereits Ihrer Nachstellung und Gewalt zu entreißen vermocht; er ist einer sicheren mir ergebenen Person anvertraut.

— Verdammt! die Folter soll Ihnen das Geständniß erpressen.

— Wenn ich Alles sage, ist Stephan verloren.

Diese Worte wurden mit langsamer bedeutungsvoller Stimme ausgesprochen und schlugen vernichtend in das Herz des Prälaten. Mit wilder, zitternder Wuth sah er alle seine Listen vereitelt, zerschlagen — durch die Ueberlegenheit eines Mädchens.

— Was muß geschehen? rief er verzweiflungsvoll aus.

— Carlo befehlen, den Kerker für Stephan und Paolo zusammen zu öffnen. Ist Ihr Neffe ohne seinen Leidensgefährten frei, so stürzt ein Wort von mir Beide in die Nacht eines Kerkers, der sich nimmer öffnen wird.

— Sie wissen nicht, wie unmöglich das, was Sie von mir verlangen, ist. Wüßten Sie, welche Hölle in diesen Legationen brennt, so begriffen Sie, daß es für uns Alle leichter wäre, mit den Mächten der Finsterniß zu thun zu haben als mit denen, deren Gnade hier in Anspruch kommt. Ich vermag wohl die Begnadigung Stephans zu erlangen und ihn dem Tode zu entreißen, aber ich vermag nichts für Paolo, ohne uns alle ins Verderben zu stürzen.

Noemi schwieg; schwere Seufzer, die sich aus ihrem

Busen rangen, verriethen, was sie litt. Pamphilio glaubte sie erweicht und benutzte ihre Bewegung:

— Hören Sie mich, Tochter Israels, dann vielleicht geben Sie meinen Bitten nach.

Noemi näherte sich ihrem Bett und stützte sich nachlässig darauf.

— Reden Sie! sprach sie. Aber seien Sie kurz; ich wiederhole Ihnen, die Augenblicke sind gezählt, Richter und Henker erwarten ihr Opfer.

Pamphilio sammelte sich einen Augenblick, als müsse er sich aus einem Traume aufrütteln, dann begann er:

— Die Erschüttrung, welche die französische Revolution von 1830 in verschiedenen Staaten Europas erzeugte, wurde nirgends heftiger empfunden als in Italien.

Die italienischen Verschworenen, in ihrem Unterfangen unterstützt, ermuthigt durch den Herzog von Modena, das französische Gouvernement, den Julifürsten und die Sympathien der französischen Nation hatten nichts Geringeres im Sinne, als das Ansehen des Katholicismus zu stürzen, indem sie den Papst aus der Liste der zeitlichen Herrscher streichen und ihm nur seinen Rang als oberstes, unverletzliches Haupt der Kirche lassen wollten.

— Eine Idee, die Napoleon schon begriffen, die er aber nicht so glücklich auszuführen verstand, als sie begonnen war. Rom hat diese Züchtigung verdient. Der römische Hof hat sich allen jenen Tyranneien angeschlossen, wider die es anfangs ankämpfte; es ist dies eine Folge jener zeitlichen

Gewalt, welche der sorglose, grausame Ehrgeiz Alexanders VI. gründete und Julius II. vergrößerte, jener Herrschsucht, die so oft die Tiara gegen einen Helm eintauschte und durch die Ränke des Papstthums fortwährend zunahm; dem Papste seine zeitliche Gewalt nehmen, heißt seine geistliche Gewalt reinigen und bekräftigen. Ein großer, erhabener Gedanke!

— Schweigen Sie, Unselige! . . . Sie wollen unser Verderben. Dies war das Signal zum Aufruhr, welches von Modena ausging. Glücklicherweise vereitelte der Schrecken des Vaters eines der Verschworenen, der sich über das Schicksal seines Sohnes entsetzte, das Complott. Menotti, das Haupt des Aufruhrs, der in seinem eigenen Hause einen Ahn als Papst zählte, unterlag den wiederholten Anliegen; später fiel sein Haupt durch die Hand des Henkers.

Der Aufruhr brach in Bologna aus und durchlief von diesem Punkte schnell die Romagna.

Die dreifarbige Fahne wehete in Peruse, Spoletti, Terni; der revolutionaire Brand, den sie verkündete, erstreckte sich über die Provinzen Umbrien und Trasimenien. Zu Cosimo befand sich ein Legat a=latere in den Händen der Rebellen. Marie Louise verließ ihre Staaten und schon wehete die verhaßte Fahne, welche das junge Italien aufpflanzte, von den Spitzen Ottricoli's, funfzehn Stunden vom Furcht erfüllten Vatican.

— Welch bewunderswerthes Wagniß!

— Den Aufrührern fehlten geeignete Führer. Die an eine lange Dienstbarkeit gewöhnten italienischen Völkerschaften

sahen die Bewegung eher überrascht als mit Enthusiasmus vorüberziehen. Man zauderte und verzichtete auf den Plan gegen Rom zu marschiren. Ein solcher Angriff hätte entscheidend werden können; der ganz seiner Furcht sich hingebende römische Hof bereitete sich schon zur Flucht, da gaben ihm neueintreffende Nachrichten frischen Muth. Man setzte durch Proklamationen die Volksmassen in Bewegung und die Transteveriner griffen zu den Waffen.

„Gute Nachrichten, sagte der Hauptmann Ravinelli zu den päpstlichen Truppen; der König von Frankreich hat durch einen besondern Kurrier dem heiligen Vater seine Protection und Intervention zur Erhaltung der päpstlichen Staaten unter der Regierung des heiligen Stuhles angeboten.“

In dem Briefe, den der französische Gesandte in Rom über diesen Gegenstand schrieb, legte er seinem Herrn den Titel eines allerchristlichsten Königs bei. Zu gleicher Zeit sprach Oesterreich seine Intervention gegen Italien aus und drang in das Herzogthum Modena ein, indem es sich auf das Rückfallsrecht, welches durch den Congreß von Wien zugesichert war, stützte. Der französische Gesandte übergab in Wien eine Erklärung, welche den österreichischen Truppen den Eintritt in die päpstlichen Staaten untersagte.

Die Oestreicher kümmerten sich um diese Gegenmaßregeln nicht; die kaiserlichen Soldaten durchzogen Italien und bemächtigten sich Bolognas, dessen Gouverneur sich nach Ancona flüchtete. Der Platz war nicht im Zustande der Vertheidigung und mitten in der Verwirrung der Vorberei-

tungen zu einer Vertheidigung nahte der Feind. Eine Deputation begab sich zu dem Legaten, dem Cardinal Benvenuti, welcher zum Gefangenen gemacht war, und unterhandelten mit ihm als mit einem Bevollmächtigten des Papstes. Es wurde eine volle allgemeine Amnestie bewilligt, für deren Ertheilung dieser Kirchenfürst sein heiliges Wort gab. Nächsten Tages kehrte Ancona wieder unter die Oberhoheit des Papstes zurück.

In Rom wollte man anfänglich diese Capitulation als null und nichtig betrachten; allein nach reiflichem Bedenken nahm man zu andern Mitteln seine Zuflucht und verbarg schlau die Pläne der Rache unter dem Mantel der Nachsicht und Güte. Durch diesen Schein wurden die Rebellen getäuscht und traten an allen Orten wieder über; sie streckten in ganzen Haufen die Waffen. Nun brach die Wuth im Vatican los. Die von dem Cardinal Benvenuti gegebenen Versicherungen wurden als ungültig betrachtet, Todesurtheile verbreiteten überall Entsetzen; die harten Sprüche trafen Personen und Güter. Oesterreich verband sich mit Rom in der Ausübung solcher Härte; er steckte in die Gefängnisse Venedigs achtzehn italienische Unterthanen, die mit der förmlichen Bewilligung des Legaten und ihren von dem französischen Consul unterzeichneten Papieren über das adriatische Meer dem Auslande zueilten.

Der junge Napoleon Bonaparte entging nur durch eine geheimnißvolle Krankheit, der er unterlag, eben als seine

Erscheinung auf dem Schauplatze politischer Ereignisse der Diplomatie bedenklich wurde, einem andern Schicksal.

— Und was that Frankreich zu Gunsten derer, denen es seinen Schutz verheißen hatte?

— Die Politik befahl ihm sie preis zu geben und sich der grausamen Diplomatie der europäischen Kabinette anzuschließen.

— O mein Gott!

— Glauben Sie also, daß man nach solchen und ähnlichen Ereignissen an eine Rettung der beiden Gefangenen denken könne? Wüßten Sie so gut wie ich, wie gewaltig die Erbitterung der römischen Politik gegen die aufrührerischen Legationen ist, Sie verlangten mit keinem Worte mehr, daß ich Ihren Wunsch erfülle.

— Aber wenn der französische Gesandte. . . .

— Seit der Besetzung von Ancona ist Frankreich Rom verhaßt.

— Hat der Papst die Legationen denn schon immer besessen?

— Nein, er erhielt mehrere auf dem Wiener Congreß; er ließ sich in Besitz von Ancona, Macerata und Zermo, von dem Herzogthum Camerino und den Fürstenthümern Benevento und Pontecorvo setzen. Er besaß ferner die Provinzen von Bologna, Ferrara und die Romagna, welche die sogenannten drei Legationen sind. Er reklamirte auch noch andere Städte, jenseit des Po, so wie Avignon und die Grafschaft Venaissin.

— Aber mit welchem Rechte?

— Ohne Zweifel dafür, daß er Napoleon excommunicirt hat.

— Aber man vergaß ja, daß er ihn auch gehabt hat, und die Legationen, was ist ihr gegenwärtiger Zustand . . . Gibt es nichts zu hoffen?

— Nichts! Die Kriegsgesetze sind fortwährend in Kraft, es sind erst ganz kürzlich Todesstrafen über drei Gefangene verhängt; einhundert und sechzig Andere erwarten ihr Urtheil.

— Aber was haben sie denn verschuldet?

— Sie fordern gefährliche Freiheiten, sie wagen die Freiheit der Communal- und Provincialräthe zurückzufordern und sind verwegen genug, die Ausführung der Versprechungen zu verlangen, die ihnen fünf Male vom römischen Hofe zur Erlangung dessen, was derselbe begehrte, gemacht wurden.

— So gibt es denn gar keine Gerechtigkeit noch Milde bei den Richtern und auf dem päpstlichen Throne?

— Seit dem Ausbruche der Unruhen nimmt die Lage täglich mehr in den unglücklichen Provinzen überhand.

— Muß man aber nicht diesen unglücklichen Zustand der Hartnäckigkeit der römischen Regierung zuschreiben, welche ohne Unterlaß ihr Unterdrückungssystem handhabt, so daß die Geduld der Völker endlich brechen muß?

— Es ist wahr daß der Hauptmann Freddi, der Präsident des Kriegsgerichts, ein wüthender Feind der

Aufrührer ist; er hat einen Theil der Einwohner der Legationen gezwungen nach Toskana auszuwandern. In diesem Augenblick sitzen einhundert und sechzig Personen in dem Gefängniß von Ravenna gefangen. Der Augenblick ist wenig günstig zur Erlangung einer Begnadigung. Zweitausend Schweizer und vierhundert Carabiniers waren in Ravenna zusammengezogen um die Gemüther zu bändigen. Nacht und Tag durchziehen Wachtposten zu Fuß und zu Pferd die Straßen. In einem blutigen Streite zwischen den Dragonern, Schweizersoldaten und der Garnison von Forli sind Stephan und Paolo gefangen, eben da sie die besiegten Truppen sich zur Flucht wenden sahen. Die Dragoner sind nach Bologna abgezogen.

— Dank, o Himmel!

— Diese Nachrichten trafen am heutigen Morgen im Quirinal ein und erregten neuen Zorn. Man fügte hinzu, die Erbitterung sei so heftig, daß die Mitglieder der Kriegs-Commission nicht mehr wagten, ohne eine starke Bedeckung auszugehen. Die Urtheilssprüche, welche die Hauptführer der Unruhen zu lebenslänglicher Galeerenstrafe oder zwanzigjährigem Gefängniß verurtheilen, gehen täglich mit der Bestätigung der sacra consulta von Rom ab. Man versichert, daß zwei Gefangene in dem Fort San-Leo in Folge der Härte ihrer Gefangenschaft den Tod gefunden hätten.

— Entsetzlich! O heiliger Vater, welch eine Behandlung Deiner Kinder.

Die ausgezeichnetsten Personen entrinnen dieser Maaßregel nicht. Noch ganz kürzlich hat man in Ravenna mehr als hundert Leute verhaftet, von denen der fünfte den höchsten Klassen der Stadt angehörte. Diese Verhafteten wurden theils nach San-Leo, theils nach Ferrara geschleppt.

— Stephan und Paolo sind noch so jung!

— Das ist kein Grund zur Rettung; man hat sie in strenge Haft gesetzt.

— In strenge Haft?

— Ja! zur Instruction politischer Processe bedarf es geheimer, ungesehener Formen. Man hat auf dieselbe Weise drei Andere, deren Einer blos achtzehn Jahre Haft bekommen hatte, zum Tode verurtheilt, über mehrere andere wurde lebenslängliche Galeerenstrafe ausgesprochen. Nun! Glauben Sie noch, daß es ein Mittel gibt, Stephan und Paolo zu retten?

— Ja!

— Kind! man hat neue Maaßregeln genommen, alle Truppen der vier Legationen sind unter dem Kardinallegaten dieser Provinz in Bologna vereinigt; man will den ganzen Aufruhr mit einem Schlage erdrücken. Man hat im Frühling Pläne zur Ausführung eines Handstreiches entdeckt; eine Broschüre wurde in Italien verbreitet; in dieser Schrift warnen die Rebellen ihre Parteigänger sich vor den Spionen der Regierung zu hüten, die sich in ihre Kreise zu drängen suchen.

Was soll ich sagen! Ihr Ohr vernimmt nicht das Geräusch der Wachen, den Lärm der Kanonen, welche durch diese Straßen ziehen und sich von zahlreichen Truppen begleitet nach Civita Vecchia begeben. Die Legationen sind wieder in hellem Brande; die Unbändigkeit des Aufstandes konnte sich nicht halten . . . . Man wird sie vernichten.

Noemi vernahm später, daß diese letzten, blutigen, unheilvollen Worte in Erfüllung gegangen seien. Die päpstlichen Soldaten und die Schweizer haben den Aufstand unterdrückt, der zum Zeichen seiner Reinheit die weiße Fahne, die fleckenlose Standarte aufpflanzte. Die Mehrzahl der Besiegten haben sich in die Gebirge geflüchtet, um hier eine Art Guerillaskrieg zu organisiren.

— Alles das entmuthigt mich nicht, Monsignore; wollen Sie ihren Neffen retten, so lassen Sie mich allein handeln, verstehen Sie?

— Was wollen Sie thun, was können Sie hoffen. Sie, die Sie angeklagt und bereits überführt sind, in sträflichen Verkehr mit den Feinden des Staates zu stehen, Sie, deren unselige Schönheit jene Beiden unter die Rebellen stürzte, die sie jetzt der Strafe zu entziehen suchen; Sie, die alles verdammt? Selbst dieser Brief, dessen Rückgabe Sie mir verweigern, macht Sie unrettbar verloren.

— Wohl; aber Stephan geht mit mir unter.

— Leider!

— Stephan ist der Stern, an den sich Ihr Ehrgeiz kettet; Paolo ist das Glück meines Herzens. Retten Sie

den, der mir theuer ist, so rette ich jenen, der Ihnen nützt . . . .

Der Monsignore schien durch diese Aeußerungen zum Wanken gebracht zu werden und nachzugeben.

— Stephans Wohl ist mir so theuer, sagte er, daß ich, um ihn vor Ihrer Rache zu bewahren, Ihnen Paolo zurückgeben will. In drei Tagen soll er in Rom sein; ich werde ihn der Kriegs-Commission entreißen und auf die Engelsburg führen lassen.

Bei diesen Worten stieß Noemi einen Schrei des Entsetzens aus.

— Elender, rief sie, Du willst ihn meuchlings morden lassen?

— Aha! Wie . . .

— Schleppt man nicht dorthin diejenigen, die man aus dem Wege räumen möchte? Haben Sie jenen Priester vergessen, den Mörder des päpstlichen Neffen, der in einem Gefängnisse der Engelsburg den Todesstreich empfing unter dem Vorwande, man könne ihn unmöglich unter die Sträflinge mischen und zu öffentlichen Arbeiten verwenden.*)

Pamphilio antwortete nicht; er war stumm vor Entsetzen. Auf seinem Gesicht sprach sich der Verdruß durchschauet zu sein aus.

— Und der unterirdische Gang, der vom Vatican auf die

*) Dieser Fall ist von Fulchiron in seiner Reise ins mittägliche Italien, 4. Bd. S. 414, berichtet.

Engelsburg führt und ehemals den Päpsten, die sich in die Feste verkrochen einem geheimen Weg bot, wozu dient er jetzt?

Pamphilio antwortete nicht.

— Alle diese geheimen Dinge, welche Rom durch Versagung des Zutritts vor den Fremden verbergen will, habe ich gesehen. Erinnern Sie sich, Monsignore, daß Rom kein Geheimniß mehr für mich hat; alle Ihre Künste vermögen mich nicht mehr zu täuschen. Hören Sie! ich will Ihnen meine Pläne nicht mittheilen. Aber wenn Sie etwas auf Stephans Leben geben, so sorgen Sie, daß ich binnen einer Stunde eine Unterhaltung mit dem Kardinal Ferdinando habe.

— Jüdin, was ist zwischen Dir und einem Fürsten der Kirche gemein?

— Prälat! Ihre unverbesserliche Ehrsucht bürgt mir zu gut für Sie, als daß ich Ihnen ein Wort weiter darüber sagte. Ich verlange eine Unterredung mit dem Kardinal, dies ist der Preis, um den ich nachgeben will.

Monsignor Pamphilio wurde von der schimmernden Hoffnung sein Glück und seinen Neffen wiederkehren zu sehen, erfaßt; er grüßte Noemi mit einem feinen Lächeln des Wohlwollens auf den Lippen, welches an die Stelle des vorhin daselbst herrschenden verächtlichen Zornes getreten war, und ging.

Kaum war eine Stunde verflossen, als die **Madre veneranda** in Noemis Zelle trat. Sie war von jenen beiden

vertrauten Schwestern, welche die Jüdin bereits einmal zur Superiorin geführt hatten, begleitet, und kamen diesmal, um derselben beim Ankleiden behülflich zu sein. Noemi versäumte nichts, um ihre Schönheit in neues Licht zu stellen. Hoffnung strahlte aus ihren Zügen, als sie in den Wagen stieg und die eine der beiden sie begleitenden Schwestern die Weisung ertheilen hörte, nach dem Palast des Kardinals Ferdinando zu fahren.

Während der Fahrt saß Noemi schweigend da; sie schien leise zu beten; ein inbrünstiges Flehen mußte aus der Tiefe ihres Herzens zum Herrn emporsteigen.

Beim Eintritte in den Pallast sah sie ein geschäftiges Treiben im ganzen Hause. Allerlei Arbeiter bewegten sich in den Höfen umher und trugen Gewänder, Rüstungen und Schmucksachen verschiedener Art. Stallmeister versuchten und prüften Pferde, über deren Preis sie mit den Kaufleuten handelten; die Diener betrachteten die neuen reichen Livreen, welche sie empfangen hatten, kurz ein jeder schien sich zu außerordentlichen Begebenheiten vorzubereiten.

Noemi erfuhr von dem Kammerdiener, der sie zum Kardinal führte, daß es sich nächsten Tages um eine Cavalcade handele, die zu Ehren eines königlichen Gesandten stattfinden werde, und sie hatte die beste Muse, den Luxus zu betrachten, mit dem jeder Kardinal bei einer solchen Ceremonie zu erscheinen sucht.

XXIV.

Die Cavalcaden.

Cavalcaden werden in Rom diejenigen öffentlichen Festzüge genannt, welche bei gewissen Veranlassungen zu Ehren des Papstes oder anderer Personen von Auszeichnung veranstaltet werden. Bei diesen Zeremonien entwickelt der römische Hof seinen ganzen zeitlichen Prunk. Man hat deshalb auch die Cavalcaden politische Processionen genannt.

Die größten Cavalcaden finden statt, wenn der neu erwählte Papst von seinem unumschränkten Papstthum in der Kirche St. Johannes vom Lateran Besitz nimmt; dies ist nämlich die Kirche des Bisthums von Rom und der Papst ist Bischof bei derselben. Aber das ist auch die einzige Spur, welche dem Papste und den Kardinälen von ihrer ursprünglichen Einführung übrig geblieben ist. Der Bischof von Rom nahm sich zum Beistande in seinen Arbeiten verschiedene Priester, denen die übrigen neu eingerichteten Kirchen zugetheilt wurden, welche in der Folge zum geistlichen Leben für jedes Kardinalat erwuchsen.

Bei dieser Besitznahme wird jedesmal die stolzeste Pracht entwickelt, obgleich der Vernunft und dem guten Beispiele angemessen wäre, sich demüthig und bescheiden zu zeigen, wie in jenen schönen Tagen der Kirche, an welche die Zeremonien erinnern.

Die Cavalcaden finden zu Lust und zu Leid statt und sie sind ein unentbehrlicher Zusatz zu allen großen Ereignissen, wie zu allen großen Leichenfeierlichkeiten.

Wir haben gesehen, daß vor der Eröffnung des Conclave ein solcher Leichenzug den Leichnam des todten Papstes nach der Sanct Peterskirche geleitet.

Man sieht hierbei, wie bei allen öffentlichen Erscheinungen des Hofes und der Kirche von Rom, jenes unzusammenhängende Wesen der verschiedenartigsten Elemente. So reitet der Kreuzträger des Papstes auf einem großen, mit Decken behangenen Pferde, wie zu einer Schlacht, obgleich derselbe bei allen andern Umständen stets nur von einer demüthigen Eselin getragen wurde. Noch lustiger ist eine zweite Maskerade des Stallmeisters, der auf einen schwarzen Pferde mit gestutzten Ohren reitet, welches statt allen andern Zeuges nur Leinwandzäume und eine weiße Atlasdecke trägt und auf dem Kopfe einen dreifachen Reiherbusch und allerlei Zierrath von Flittergold hat! und dann das Gewoge der Militairmassen und der langen Züge von Mönchen; alles von Gold flimmernd und mit langen schwarzen Schleiern, die bis auf die Erde wallen, angethan.

Die Cavalcaden finden besonders bei der Erhebung von Kardinälen und dem Empfange von Gesandten statt.

Unter allen ist, wie gesagt, die glänzendste jene, welche den neuen Papst nach der Kirche Sanct Johannes vom Lateran geleitet. Ihre Pracht vereinigt alle Einzelheiten aller übrigen Aufzüge in sich. Die Basilike St. Johannes

vom Lateran ist die erste Kirche der katholischen Welt, wie die über dem Eingange befindliche Inschrift besagt: „Sacrosancta ecclesia Lateranensis, omnium ecclesiarum mater et caput.“

Die Kirche nebst dem Palast des Lateran nehmen auf dem cölischen Hügel den Raum des ehemaligen Palastes des Consuls Lateranus ein, von dem sich ihr Name herschreibt. Die Geschichte dieser Basilika ist in den verschiedenen Namen, welche sie zu den verschiedenen Zeiten trug, begriffen.

Sie wurde nach und nach die Basilika Fausta genannt, weil die Fürstin Fausta diesen Pallast bewohnte: die Basilika Konstantins, weil dieser Kaiser sie ums Jahr 324 erbauen ließ. Die Basilika Sanct Johannis wegen der beiden Kapellen, welche von Konstantin die eine zu Ehren des heiligen Johannes des Täufers, die andere unter dem Namen des heiligen Johannes des Evangelisten erbaut wurden; die Basilika Julius, weil der Papst Julius der Erste sie beträchtlich vergrößern ließ, die goldene Basilika, wegen der darin befindlichen Reichthümer und endlich die Basilika des Erlösers, weil sie Christus insbesondere geweiht ist.

Der Kaiser Konstantin bereicherte sie mit kostbaren Schmucksachen und wies ihr hinlänglich Einkünfte zur Unterhaltung ihrer Priester und des Gottesdienstes an. 1308, unter Clemens V, der sie wieder herstellen ließ, wurde sie ein Raub der Flammen und gerieth abermals 1361 in Brand unter Innocenz VI, unter dem sie durch die Fürsorge der

Gemeinde wieder hergestellt wurde. Eine Bulle von Georg XI. von 1472 erklärte die Kirche St. Johannis von Lateran für die erste Basilika der christlichen Welt.

Der ehemalige lateranische Pallast befand sich im Süden der Kirche. Die Päpste bewohnten denselben bis zur Uebertragung des heiligen Stuhles nach Avignon; als Gregor XI. 1377 nach Rom zurückkam, bezog er den Vatikan, weil der lateranische Pallast zusammenstürzte. Das gegenwärtige Gebäude ist von Sixtus V. im Jahre 1586 erbaut.

Das Kapitel von Sanct Johannes vom Lateran ist eines der ausgezeichnetsten und bedeutendsten von Rom. Heinrich IV., König von Frankreich, schenkte demselben im Jahre 1608 die Abtei Clérac in der Diöcese Bordeaux. Die dankbaren Canonici errichteten ihm 1608 eine bronzene Statue, welche sich zu Ende des Säulengangs befindet. Am 13. December, dem Geburtstage Heinrichs IV., hält das Kapitel eine feierliche Messe.

Von der Gallerie herab, die über dem Portale der Kirche St. Johannes vom Lateran liegt, ertheilt der Papst seine Benediction über Stadt und Welt (urbi et orbi!).

In Folge jener Stiftung Heinrichs IV. von Frankreich werden auf einmal die französischen Könige für Canonici von der Kirche St. Johannes vom Lateran erklärt.

Der römische Hof wußte auf eine zarte Weise vor nicht langer Zeit dem Hofe der Tuilerien ins Gedächtniß zu rufen, daß der König Louis Philipp ein Canonicus jenes Kapitels sei. Es konnte dies nur in der Voraussetzung geschehen,

daß man den gegenwärtigen König in gerader Linie und als directen Erben von Heinrich IV. ableitet. Diese Legitimitätsanmaßung ist ein Lieblingsgedanke der Hofleute; ohne indeß von den lebenden Hindernissen, welche derselben entgegenstehen zu reden, hat sie mancherlei Unbequemlichkeiten und läßt sich schwerlich mit dem Princip des Königthums von 1830 in Einklang bringen. Zuvörderst müßte man sicher wissen, daß Heinrich IV. wirklich Canonicus vom Lateran war, worüber wörtlich zuverlässige Dokumente nicht existiren; dann aber wäre es die Frage, ob das Canonicat sich auch übertragen ließe.

Indessen dergleichen höfische Höflichkeiten des Papstes sind nicht ohne Grund, sie sollen immer in der Intrigue einen Stein ziehen, und an derartigen Intriguen fehlt es nun eben zwischen Rom und Paris nicht.

Ausserdem tritt noch ein anderes Hinderniß zwischen jenes Canonicat: die Könige von Frankreich zahlten seit Heinrich IV. dem Kapitel von St. Johann vom Lateran eine jährliche Summe von 24,000 Franken; dieser Gebrauch ist jedoch nicht wieder eingeführt worden; niemand hat ein solches versucht, es müßte denn sein, daß jene Erinnerung an die Würde eine zarte Beanspruchung des Geldes hätte sein sollen.

Der Weg der päpstlichen Cavalcade, wenn sie sich zur Kirche St. Johann vom Lateran begibt, ist folgende:

Man geht den Sanct Peter entlang bis zur Engelsbrücke, dringt von hier aus nach Banchi und Parione vor, zieht an Pasquino vorbei nach St. Andreas della Valle,

Cesarini, der Kirche al Gesu und dem Kapitel, wo im Namen des römischen Volks ein Triumphbogen für den römischen Papst errichtet ist. Hier überreicht der Senator dem heiligen Vater die Schlüssel und hält, ein elfenbeinernes Scepter in der Hand, eine Anrede an den Papst. Die Cavalcade zieht dann weiter nach dem Campo vaccino, wo ehedem der Herzog von Parma eine Ehrenpforte aufführen ließ; auch die Juden errichteten daselbst eine solche und überreichten hier dem Papste den Pentateuch Mosis in hebräischer Sprache, mit den Worten:

— Allerheiligster Papst, dies sind die Gesetze und Vorschriften, welche der Ewige vor Zeiten Moses gab, daß er sie von unsern Vätern und deren Nachkommen beobachten lasse. Darum überreichen wir sie Eurer Heiligkeit mit der allerdemüthigsten Bitte, daß sie auch während der Dauer Ihres Papstthumes von Punkt zu Punkt ausgeübt werden möchten, damit der Allmächtige die Regierung Eurer Heiligkeit segne und sie zu Tagen des Friedens und der Beglückung mache.

Der Papst versetzte hierauf:

— Ich ehre und achte das Gesetz Mosis, weil es von Gott gekommen ist; aber ich billige die Erklärung nicht, welche Ihr demselben gebet, da Ihr den Messias verwerfet, dessen Stellvertreter ich bin: und deshalb auch hat der Ewige Euch auf der Erde zerstreut; aber wann der Allmächtige Euch Alle im Schooße des Christenthumes vereinigt haben wird, so werdet Ihr darin Frieden und Heil finden.

Als die Juden diese Worte vernahmen, zogen sie sich zurück ohne zu antworten.

Die Cavalcade verläßt nun das Colisenm, nimmt wiederum ihren Lauf durch reich geschmückte Straßen, in denen ungeheure Volksmengen wogen und begibt sich nach St. Johannes vom Lateran.

Zwölf Trompeter und zwölf leichte Reiter eröffnen in sechs einzelnen Abtheilungen, eine jede von vier Reitern, den Zug der Cavalcade.

Ihnen folgen die Leibdiener der Kardinäle, welche alle wohlberitten sind und von denen ein jeder den Mantel der ihm angehörigen Eminenz trägt, welcher von rothem Scharlach ist, mit Gold gestickt und mit Silber besetzt, mit dicken rothseidenen Quasten, die auf beiden Seiten an mehreren seidenen mit Gold und Silber durchwebten Schnüren herabhängen, nachdem sie kreuzförmig durcheinander geschlungen waren, etwa wie man sie um die Wappenschilde der Prälaten findet.

Die Scepterträger der Kardinäle kommen nun auf fahlen Pferden und tragen den Wappenschild ihrer Herrn auf den Schultern.

Die Edelleute und die Almosenier der Kardinäle, die gesandtschaftlichen und fürstlichen Häuser, so wie mehrere römische Adlige und Barone zeigen sich jetzt zu Roß in elegantester Kleidung.

Neben dem Zuge sprengen die Kapitäne umher, mit silbernen Lanzen versehen, um die Bewegung zu regeln.

Ferner sieht man vier Stallmeister des Papstes mit großen rothen Mänteln, seinen Schneider und zwei Mantelträger, eben so gekleidet und hinter sich ein Zeugbehälter von rothem Sammet und mit Gold gestickt.

Die Stallknechte des Papstes, welche hinter den eben genannten kommen, sind mit Mützen von rother Serge bekleidet; sie führen an der Hand die Zelter, welche der Gesandte von Spanien jährlich dem Papst vorführt, als Tribut des Königreiches Neapel. Die Pferde sind mit seidenen Netzen bedeckt, mit silbernen Laubwerk bekränzt, welche statt der Spitzen und Gewinden rings um das Geschirr laufen.

Mehrere andere Diener des Papstes führen eine große Anzahl schöner Maulthiere am Zügel, welche gleichfalls von rothem Sammet mit goldenen Franzen bedeckt sind.

Sechs Sänften von rothem Sammet mit Stickerei und Edelsteinen reich versehen, folgen nun und vor ihnen her reiten zwei Offiziere; hinter ihnen befindet sich der Oberstallmeister des Papstes, den eine große Menge von Leuten seines Personals begleiten.

Der römische Adel und die Würdenträger stellen sich ohne Ordnung um allen Vortrittstreit zu vermeiden. Sie sitzen gemeinlich auf ausgezeichneten Pferden, deren Mähnen mit einer Unzahl von Bändern durchflochten sind. Zahlreiche Dienerschaften begleiten sie.

Nach ihnen erscheinen fünf Stabträger des Papstes in langen Gewändern von violettem Tuche, mit schwarzem Sammet besetzt. Sie tragen silberne, scepterartige Stäbe

und breite Brustbänder; vierzehn Tambour zu Fuß folgen ihnen; die Kleidung derselben ist rother mit Gold besetzter Atlas, auf den Hüten haben sie hohe Federn und tragen die Wappen der vierzehn Stadttheile Roms.

Hinter diesen folgt ein Corps päpstlicher Trompeter, ebenfalls in rother, goldbetreßter Kleidung.

Jetzt erblickt man die apostolischen Kammerdiener, die Kämmerer, den Kommissär und den Vikar der apostolischen Kammer. Die Consistorialadvokaten, die Kapläne des päpstlichen Hauses, die Geheim. Kämmerer und die Titular-Kämmerer, die vier Leibdiener, welche die vier Hüte von karmoisinrothem Sammet des Papstes tragen. Alle diese Würdenträger haben schwarze, rothe oder violette Bekleidung.

Vierzig Beamte des römischen Volks, der Stadtmagistrate, welche eine Senatorentoga und einen Faltenhut tragen, die Sekretaire und Beamten der Kammern, der Paläste und der Stadt, die Verwandten des Papstes, die höhere Geistlichkeit, eine Masse von Dienern ziehen vor der Sänfte des Papstes vorauf, um welche herum Edelleute sich befinden, so wie die Schweizergarde in doppelter Reihe neben ihr her schreitet.

Wenn der heilige Papst an dem Hauptthore der Kirche angekommen ist, reicht ihm der Kardinal Erzpriester von St. Johannes vom Lateran das Kreuz zu küssen, wornach er einen errichteten Thron besteigt, Mitra und Mantel anlegt und den Fußkuß vornehmen läßt.

Alsdann wird er von den festlich gekleideten Kardinälen auf den Chor der Kirche getragen, wobei die Cauoniei von St. Johann von Lateran den Himmel über ihm tragen, während er die Benediction ertheilt.

Nach der Zeremonie beschenkt der Papst die Kardinäle mit einer goldenen Medaille, in früheren Zeiten spendete man dem Volke freigebige Geschenke.

Bei mehreren Cavalcaden reitet der Papst mit, wobei seine Kleidung wie sein Hut weiß ist.

Alle Kirchen, an denen die Cavalcade vorbeizieht, sind geöffnet und die sämmtlichen Glocken läuten, denn die Cavalcaden sollen die Triumphe der glorreichen Kirche versinnlichen.

XXV.

Die Prozession.

Die Osterwoche, la Santa in Rom genannt, war nahe. Dieser Augenblick setzt die gesammte religiöse Bevölkerung Roms in Bewegung; alle Klöster waren auf das Lebhafteste beschäftigt, denn jedes wollte sich vor dem andern durch Glanz und Pracht, durch besseren Gesang, den die Römer so ungemein lieben, durch den Glanz und die Zahl der Lichter und den Prunk der angewendeten Verzierungen

auszeichnen. Die gesammten Frauengemeinden waren mit diesen Arbeiten beschäftigt; da gab es die Altarleinwand, die Chorhemden, die Alben und Unterwürfe der Priester und Leviten zu sticken, zu glätten und zu gleichen; was das ganze Jahr über nicht geschieht, geschah in diesem Augenblicke. Jung und Alt, Novizen, Schwestern und Aebtissinnen waren in gleicher Weise beschäftigt: es war als ob ein Bienenschwarm in vollster Thätigkeit sich zeige.

Es versteht sich von selbst, daß bei einer solchen weiblichen Rührigkeit die Zunge nichts weniger ruhte als die Hände; alles passirte die Heerschau vor der weiblichen Einwohnerschaft der Klöster.

Anfänglich drehte sich das Gespräch um die Pracht in der St. Peterskirche, die große Basilike und die Kapellen des Vaticans während der Funzioni der heiligen Woche.

Es ist wahr, es liegt in dieser Pracht eine stolze Majestät. Die Ueberraschung und das Erstaunen, wovon alle Sinne bestochen werden, reißt den Geist, die Seele, das Herz und die Einbildung mit unwiderstehlicher Gewalt hin. Die reine Kirche und ihr Oberhaupt erscheinen alsdann, angethan mit Allem, was sie in der Verehrung und dem Enthusiasmus der Völker empfehlen kann. Jemehr man von dem prachtvollen Schauspiele betroffen wird, destomehr überfällt einem das Bedauern, daß der heilsame Einfluß und die moralische Autorität, welche von oben herab auf die Völker einwirken, so unwürdig zum Schlechten gewendet sind und daß diese fast göttliche Macht, so elendiglich unter

den Leidenschaften der Menschen, welche sie innegehabt hatten, unterlegen ist.

Die Santa ist eigentlich weit davon entfernt, fromme Empfindungen hervorzurufen, wie man es von einem solchen heiligen Schauspiele erwarten sollte; es ist sogar nichts seltenes, daß die Idee, welche dies Schauspiel hervorruft, ganz und gar dem religiösen Gefühle entgegengesetzt erscheint, sobald man evangelische Dramen der Passion Christi anschaut, wie Noemi es that, als in dem Zeitraume von sieben Tagen vollendet, gleich der Schöpfung der Welt, nämlich von dem siegreichen Einzuge des Menschensohnes bis zu seinem Besteigen des Kalvarienberges und von dem letzten Seufzer, den er am Kreuze auf Golgatha aushauchte, bis zu dem ersten Strahle seiner glorreichen Wiedererstehung.

In dem Evangelium sieht man überall, selbst in dem Triumphe des Sieges, die Demuth und den frommen Sinn hervortreten; überall verscheuchen Thränen, Seufzer und Klagen den Glanz und die Pracht, und nur bei den goldenen Strahlen der Auferstehung erschallen Gesänge der Freude und Danksagungen. Um diese göttliche Erinnerung auf eine ihrer Größe würdige Weise zu feiern, muß man eben die demüthigen, schlichten Lehren gehörig erwägen, welche Christus in diesem Augenblicke ertheilte.

Ist es nun zwar gerecht und billig, daß die Christen das Andenken der heiligen Zeit dieser Woche, welche den Schmerz Christi am Oelberge, die Unbilden, die er erfahren und den Verrath seiner Schüler, das schmachvolle Gericht,

den Tod am Kreuze und dann seine Auferstehung und Himmelfahrt in sich schließt, festlich begehen, so ist es doch immer eine Beleidigung dessen, was man ehren will, wenn die Feier in eitle Prunksucht ausartet und der Gott über der menschlichen Pracht vergessen wird.

Zwei Tage der heiligen Woche sind hauptsächlich Zeremonien von der rührendsten Bedeutung geweiht: nämlich der heilige Donnerstag und der Charfreitag, wo Christus am Kreuze starb, indem er von seinem himmlischen Vater Verzeihung für diejenigen, die ihm den Tod gaben, erflehete.

Am grünen Donnerstag begiebt sich der Papst in die Loge St. Petri und lies't in Anwesenheit des auf dem Platze versammelten Volks die Bulle: in coena domini, welche alle Ketzer excommunicirt, so wie alle diejenigen, welche kirchliche Güter vorenthalten. Er wirft dabei von der Höhe der Loge eine Fackel, die bei Aussprechung des Bannfluches angezündet wurde, in die Tiefe hinab. Seltsame Auslegung der Güte Christi, der bei dem letzten Mahle, welches er mit seinen Schülern feierte, sogar demjenigen unter ihnen vergab, der gekommen war, ihn zu verrathen.

Durch das Fußwaschen, dieses letzte Werk der Demüthigung, wollte Christus eine letzte Lehre geben und in das Herz seiner Schüler jene einfache bescheidene Ergebung seiner Lehre graben und ihnen auf eine eindringliche Weise das ins Gedächtniß zurückrufen, was er ihnen von der Milde und Erniedrigung des Herzens gesagt hatte.

Der Papst wäscht ohne Mantel und mit einer Schürze angethan die Füße von dreizehn armen fremden Priestern, welche auf einer erhöhten Bank sitzen und mit einem weißen Gewande angethan sind. Dies Gewand ist eine Art Mönchskleid aus Kamelot mit Kapuze, die bis auf die Hälfte der Arme herunterfällt. So nämlich wird die Aposteltracht angenommen.

Diese Priester tragen den rechten Fuß nackt und es versteht sich von selbst, daß derselbe vorher recht sauber abgewaschen ist. Der Papst wäscht nun den Fuß und läßt dann einem Jeden der Priester von dem Schatzmeister eine goldene und eine silberne Medaille geben. Der Majordomus reicht ihnen alsdann eine Serviette dar, mit welcher der Kardinaldoge oder einer der ältesten Kardinalbischöfe des apostolischen Kollegiums ihnen die Füße trocknet. Der Papst kehrt alsdann zu seinem Sitze zurück, legt die Schärpe ab und wäscht sich die Hände, wozu der vornehmste der anwesenden Laien ihm das Wasser gießt, und trocknet sich mit einer Serviette ab, welche ihm der erste Kardinalbischof einhändigt. Alsdann zieht der heilige Vater unter Geleit der Kardinäle sich in seine Gemächer zurück?

Ist es möglich in dem dünkelhaften Schauspiele auch nur die geringste Spur der evangelischen Ueberlieferung wieder zu finden?

Die dreizehn Priester, welche man den ganzen Tag über die Apostel nennt, werden in einen Saal geführt, wo ein glänzendes Mahl ihrer wartet; der Papst ist anwesend und

sieht sie am Tische Platz nehmen; er reicht ihnen die erste Schüssel dar und gießt ihnen das erste Glas Wein ein; bei dieser Gelegenheit ertheilt er ihnen Gnadenbezeugungen und Vorrechte.

Während des Mahls hält statt der geistlichen Lectüre, die in dem Refectorium der Klöster statt zu finden pflegt, der gewöhnliche Prediger des Papstes eine Rede.

Zu gleicher Zeit setzen sich die Kardinäle zu einem Mahl nieder, das weit glänzender und herrlicher, als jenes für die Apostel, eingerichtet ist. Sie setzen sich an einer langen Tafel entlang, welche ganz mit Pyramiden, Statuen, Palästen, Thieren und andern Gebilden aus buntfarbigem Zuckerwerk auf kostbaren Schüsseln besetzt ist. Die Verwandten des Papstes machen die Honneurs an dieser Tafel. Die Almosenier der Kardinäle binden ihnen eine kleine Serviette unterhalb des Kinns um; die Leibdiener reichen ihnen eine Suppe dar und einem jeden auf besonderer Schüssel die vorkommenden Gerichte. Von hier aus begeben sich die Kardinäle in einen großen, eleganten und bequemen Saal, wo sie ausruhen und die Stunde der **Tenebrae** erwarten, wo in der sixtinischen Kapelle Gesang stattfindet. Zu dieser Andachtsfeier ist die klagendste, melodischste Weise angewendet, welche man sich nur denken kann, und welche eine Weltberühmtheit erlangt hat.

Wenn der Papst selber durch Gesundheitsumstände verhindert wird, die Fußwaschung vorzunehmen, so wird dieselbe dem Kardinaldogen übertragen.

Die Vortrefflichkeit der Musikchöre in der heiligen Woche ist vielfach gepriesen; die Lamentationen des Propheten und die reuigen Klagen des büßenden Königs passen indeß nicht so ausgezeichnet als es auf den ersten Blick scheinen möchte, zu der Feier, und mehr als ein Papst hat das begriffen, wie denn auch Einzelne versucht haben, die edle Ehrwürdigkeit des Gregorianischen Gesanges wieder einzuführen.

Wenn man die zahlreichen Orchester und Chöre, welche am Charfreitage im St. Peter versammelt sind, um daselbst die Trauerhymnen zu singen, genauer betrachtet, so findet man sich sehr überrascht. Man trifft unter der Sängerzahl eine Masse von Geistlichen und Mönchen an und eine nicht mindere Anzahl jener unglücklichen Opfer, welchen man in Rom so häufig begegnet, und die eben von der Relkgion, welche eine solche Mißhandlung verbieten sollte, verstümmelt sind. Erst seit drei Jahren soll wie man sagt der geistliche Gesang von diesem Schandflecken befreit sein.

Fast unzählbar ist die Menge der Geistlichen von jedem Range in violetter Seide und Spitzenkragen und der Unzahl ihrer Untergeistlichen. Dieses Zusammenströmen von allen Seiten her, gibt einen Beweis, wie sehr das, was wir von dem Ehrgeize des römischen Klerus sagten, seine volle Bestätigung an allen Orten findet.

Die Zeremonien der heiligen Woche in Rom vermögen keine wirkliche Erbauung zu erzeugen. Nichts ist weiter von wahrhafter Frömmigkeit entfernt, als die römische Andächtelei, ihre Uebertreibungen und Verzückungen. Die ausschweifendsten,

unsinnigsten Scenen wiederholen sich bei den Zeremonien der heiligen Woche.

Man spottet übrigens auch in Rom selber über diese lügnerischen Frömmeleien auf die lustigste Weise. Hat nicht schon früher Pasquino gesagt, daß die heilige Woche der Carneval der römischen Kirche sei? Und hat nicht Marphorio bereits diese Pracht der zusammenstürzenden Kirche mit den Leichenfeierlichkeiten verglichen, welche lachende Erben zu Ehren des dahingeschiedenen Wohlthäters veranstalten?

Der römische Klerus versammelt sich jährlich fünfmal zu allgemeinen Prozessionen.

Die allgemeine Ordnung für alle diese Prozessionen ist folgendermaßen geregelt; wobei man nicht vergessen muß, daß in dem Zeremonial der römischen Kirche stets die Letzten die Ersten sind.

Alle Bettelmönche und geistlichen Orden eröffnen den Zug, wobei sie unter einander nach der Reihenfolge ihrer Bestätigung in Rom gehen. Der weltliche Klerus kommt hinter ihnen und zwar haben die Kapitel von großen Kirchen allezeit den Vortritt vor den Uebrigen. Nach ihnen kommen zwei besonders ausgezeichnete Kapitel, das der heiligen Marie jenseits der Tiber und das von St. Laurentius in Dammaso, welche abwechselnd das Recht des Vortritts unter einander genießen.

Der Rest des weltlichen Klerus begreift die Pfarren und Kapitel Roms, von denen mehrere zusammen unter einer und derselben Fahne stehen. Ihnen vorauf geht ein

Kämmerling, welcher allein in voller Priesterkleidung erscheint. Dieser Kämmerling ist drei Jahre Pfarrer und drei Jahre Kanonikus, damit er zwischen Kapitel und Pfarrei am besten mitten inne stehe.

Am Tage des heiligen Marcus versammelt sich der gesammte Klerus in der Kirche dieses Heiligen, um sich von dort nach dem St. Peter zu begeben.

Nach den Waisenkindern und den Zöglingen des Collegiums Salviati kommen vier und zwanzig religiöse Gemeinden von verschiedenen Orden, welche den ihnen angewiesenen Rang einnehmen. Die regulären Canonici von St. Peter und einigen anderen Kirchen gehen vor den Pfarrern Roms vorauf, wobei sie selber nach der Stufenfolge ihres Alters schreiten und hinter den Geistlichen des römischen Seminars, den Vicarien und Kaplänen der acht und achtzig Pfarren Roms hergehen. Sechzehn Kapitel-Canonici folgen nach dem Range ihres Alters. Der Schluß wird durch den Vicegeranten, einen Diakon und einen Unterdiakon so wie eine nachströmende zahllose Masse Volks geschlossen.

Die drei Tage der heiligen Woche wiederholt sich dieselbe Anordnung in der Weise, daß die übrigen Orden, einer nach dem andern für einander eintreten, weil immer ein großer Theil wegen seiner Obliegenheiten des Unterrichts an vollständiger Theilnahme verhindert wird. Die Jesuiten erscheinen nur bei päpstlichen Prozessionen.

Bei den Prozessionen in Rom sieht man fünf bis sechstausend Priester, Mönche und sonstige Geistliche ziehen.

Sieben und dreißig Brüderschaften folgen dem Banner ihres Heiligen; zwanzig andere gehen unter dem Banner des heiligen Sakraments; acht haben verschiedene Banner, von denen einer das des Todes ist.

Alle diese Banner sind Fahnen und Standarten, unter denen sich Legionen von Mönchen, Bataillone von Affiliirten, Truppen von Prälaten sammeln, die insgesammt eine große Heerschaar geistlichen Personals bilden, welche an allen Ecken, vorn und hinten mit Laternen, Kerzen, Kreuzen und Kruzifixen, Stöcken und Stäben auf das buntscheckigste angethan ist und unter dem Geläute der Glocken, bei Gesang und Musik mit tausendfachem betäubenden Geräusche sich bewegt. Die bemerkenswertheste unter diesen Prozessionen ist die von Frohnleichnam. Der Papst wird im Gefolge vom ganzen römischen Hofe, der ganzen römischen Kirche und Geistlichkeit, seinen Truppen und den Staatsdienern auf der hohen päpstlichen Sänfte getragen, einem beweglichen Throne, den ein Himmel überdeckt, und um welchem herum große Fächer von Pfauenfedern wehen. Die Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe, die vornehmen Italiener, die Conservatoren, die Senatoren und die Stadtbeamten suchen sich das Recht streitig zu machen, ihn zu tragen; er trägt in den Händen die auf einem Tischchen von vergoldetem Holze ruhende Monstranz, welche so reich an Gold und Steinen ist, daß sie einer Sonne gleicht, und durchzieht so einen großen Theil von Rom.

Die Prozession durchschreitet die Säulengänge des St.

Petersplatzes, geht in die Straße, welche zur Engelsbrücke führt, und kehrt durch die alte Stadt zum St. Peter zurück.

Der Adel, die Fürsten, die Gesandten und Fremden von Bedeutung schließen sich diesem ungeheuren Zuge an. Der Marsch dauert nicht weniger als vier Stunden und durchzieht ungefähr tausend geometrische Fuß; der Gang ist langsam und gewunden. Der Glanz der Zierrathen, die Pracht der priesterlichen Gewänder, Kostüme und Kleidung sind übermäßig; allein mehr überladen als schön, wie der ganze römische Prunk, welcher deswegen auch so leicht anekelt.

Während der Dauer eines solchen Zuges ertönen von der Engelsburg drei Lagen der dortigen Artillerie; die erste, wenn der Papst die paulinische Kapelle verläßt, wenn er die Monstranz in seine Hand nimmt, so verkündet dies das Geschütz St. Petri's durch eine Ladung; die zweite Ladung erschallt in dem Augenblicke, wo der Papst die Säulenhallen des apostolischen Collegiums verläßt, und die dritte, wenn er auf den St. Jacobsplatz tritt.

Diese Prozession ist in so hohem Grade eine päpstliche, daß bei Abwesenheit des Papstes in Folge irgend eines Hindernisses, die Fürsten und Gesandten nicht erscheinen.

Alle Pfarren Roms haben ihre Frohnleichnamsprocession; die del Gesu, die Kirche der Jesuiten ist die trefflichste. Aus der auf das prächtigste ausgeschmückten Kirche zieht eine Procession und durchwandelt die Straßen, welche mit Orangenblüthen und Jasmin bestreut und mit gold- und silbergestickten Tüchern geziert sind, alle kirchlichen Geräthe

und Gewänder der Jesuiten sind auf das Glänzendste mit Steinen und Perlen geschmückt, und aus den reichsten Stoffen angefertigt.

Bei der päpstlichen Prozession sitzt der erste Kardinaldiakon an der Pforte des apostolischen Palastes, den Gouverneur von Rom zu seiner Rechten und zu seiner Linken den Major Domus des Papstes. Sie sind da um alle den Zug und namentlich den Vorrang betreffende Angelegenheiten zu ordnen, sie haben das Recht, den Schweizern, Garden, Soldaten und leichten Reitern, welche an den verschiedenen Straßenecken, wohin die Prozession kommen muß, zu zwei und zwei aufgestellt sind, Befehle zu ertheilen.

Am Festtage St. Petri wiederholt sich fast dieselbe Prozession, und am Abend findet die **Girandola** statt, dieses neuntausendfältige Feuer, welches die Kuppel des Doms in Licht und Glanz stellt.

In den Memoiren von Coulanges ist die Geschichte zweier Conclaven, Alexanders des Achten und Innocenzs des Zwölften und die nachstehende Angabe über eine römische Prozession zu lesen:

„Am Nachmittage des grünen Donnerstags fanden die **Tenebrä** wie gewöhnlich in der vaticanischen Kapelle statt und ich begab mich von Kirche zu Kirche, um die verschiedenen Grabmäler zu besehen, von denen einzelne allerdings sehr schön waren. Der Zufall führte mich in eine kleine Kirche, wo ich eine geistliche Komödie aufführen sah; der Gegenstand derselben war Maria, welche über den Tod des

Herrn klagte, was gar lächerlich und spaßhaft anzusehen war; allein nichts überraschte mich mehr als die Prozession der Büßenden, welche denselben Tag um eilf ein halb Uhr abends stattfand."

„Ich begab mich auf den St. Petersplatz, wo ich sie ankommen sah; sie zieht alle Jahre um zehn ein halb Uhr abends aus dem Oratorium des heiligen Marcellus, gelangt mit langsamem Schritte in den Vatican um daselbst in der paulinischen Kapelle eine Station zu machen, und begibt sich von da nach dem St. Peter, wo ihr alle dort befindlichen Reliquien zur Schau gestellt werden. In meinem Leben habe ich nichts gesehen, was weniger Andacht und mehr Schrecklichkeit eingeflößt hätte. Kreuze und Banner an der Spitze zogen die Kardinäle Azzolini, Landgraf Friedrich und Carlo Barborini, mit einem Sack angethan, in der Hand den Pilgerstab und vor ihnen her alle ihre Dienerschaften in festlicher Tracht, sowie eine Menge von Handwerkern, davon jeder eine große weiße, brennende Wachskerze in der Hand trug; hinter den Kardinälen kamen die Büßer, angethan mit grauen Säcken, das Gesicht bedeckt, den Rücken blos, den sie mit einer rauhen Geißel bis auf's Blut zerschlugen. Einige trugen weiße Säcke, auf denen sie zuweilen die Geißel abschlugen, damit sich das Blut, welches daran heftete, abfärbe und die Sache schrecklicher darstelle. Zwischen Zweien, die sich geißelten, gingen allemal Zwei, welche eine brennende Kerze trugen und nur deshalb diese Stelle einnahmen, um den blutigen Rücken ihrer Kameraden zu zeigen."

„Einen gab es darunter, der sich vor den übrigen durch die außerordentliche Weise wie er sich geißelte, bemerklich machte, derselbe war ganz nackt, bis auf eine Art Mantel, welcher ihn hinten von den Schultern bis zu den Füßen bedeckte; in beiden Händen trug er ein ganz mit spitzen Nadeln angefülltes Instrument, mit dem er sich bis auf's Blut stach, kratzte und schund und sich so zurichtete, daß zuletzt keine Stelle an ihm war, wo nicht Blut floß."

„Die Kapuziner begleiteten diese Prozession, ermuthigten die armen Teufel und boten ihnen Wein und andere Erfrischungen dar, um ihnen neue Kräfte zur Fortführung der Mummerei zu geben. Man sah zu diesem Ende Leute, deren Schultern mit Weinfässern und Tragkörben voll Fleisch — am grünen Donnerstage! — beladen waren."

„Die Prozession bestand ungefähr, die Büßer und Uebrigen eingerechnet, aus achthundert Personen, die beim Lichte von etwa sechshundert Wachskerzen einherschritten."

„Als sie an der paulinischen Kapelle ankamen, wurde die Geißelung mit doppelter Gewalt vorgenommen, ebenso als man die Reliquien der St. Peterskirche zeigte."

„Ich muß gestehen, daß die Prozession auch nicht einen Gedanken von Andacht in sich schließt; man ist zu sehr überzeugt, daß die Leute bezahlt sind, diese Geißelungen vorzunehmen und daß die Mehrzahl die Geißel und den Rücken mit gewissen Mitteln, welche die Farbe des Blutes nachahmen, eingerieben haben; weit entfernt, den Eindruck welchen, die Italiener behaupten, auf das Herz zu machen, erregt

dies Schauspiel nur Ekel und Entsetzen bei jedermann, erweckt keine Rührung und macht die Leute weder frömmer noch besser. Ich für meine Person wundere mich, daß die Päpste diese Büßerprozession nicht unterdrückt haben, da sie doch recht wohl die spöttischen Erzählungen, welche es darüber gibt, kennen."

Diese Prozessionen, die voll Stolz über den Katakomben hinziehen, wo die Märtyrer liegen, deren Leiden die ursprüngliche Kirche gegründet haben, beflecken das heilige, an diese Orte sich knüpfende Gedächtniß, und während man glaubt, daß der Glanz, den sie entfalten, zur Verherrlichung Gottes dienen solle, ist wiederum nur der Stolz und die Eitelkeit dahinter versteckt, welche bei den Prozessionen die beste Gelegenheit findet, sich öffentlich geltend zu machen.

Ende des vierten Bandes.

Vor Kurzem ist bei **Wolfgang Gerhard** in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Picciola

oder

die Blume des Gefangenen.

Von

X. B. Saintine.

Nach der siebzehnten, um ein Kapitel vermehrten Originalausgabe von H. Bode.

Mit einer Abhandlung über die Beschäftigungen verschiedener Staatsgefangener vom Bibliophilen Jacob (Paul Lacroix).

Ein Band in 16. Elegant geheftet.
Preis: **1** Thlr.

Eine der gediegendsten Erscheinungen der französischen Belletristik. — Mit dem Preise der Académie française gekrönt, hat dieser Roman, den die Kritik zwischen Rousseau's Bekenntnisse und Pellico's Gefangenschaft stellt, binnen 5 Jahren 17 Originalauflagen erlebt, die zahlreichen Nachdrücke ungerechnet.

In der Buchhandlung für ausländische Literatur von **Wolfgang Gerhard** in **Leipzig** sind stets vorräthig:

Mystères de l'inquisition

et

autres sociétés secrètes d'Espagne

par

M. V. de Féréal,

avec notes historiques et une introduction de M. Manuel de Cuendias.

Illustrés de 200 dessins par les artistes les plus distingués.

1 vol. Gr. in-8. Paris. 1845. 15 Fr.

Les Jésuites

depuis leur origine jusqu' à nos jours.

Histoire, types, moeurs, mystères

par

M. A. Arnould.

Edition illustrée *par M. M. Tony Johannot, Jules David, Janet-Lange etc. etc.*

2 vols. Gr. in-8. Paris. 1846. 20 Fr.

Druck von Ernst Stange in Leipzig.

Satzungen vorschreiben, die „für die ganze Welt und alle Zeit" gegeben werden. Keine Gelegenheit kann besser dazu dienen einen richtigen Maßstab anzulegen, als eine Darstellung des innern Verwaltungsganges des römischen Hofes; hier erblicken wir die Beweggründe, Ausführung und Folgen neben einander gereihet und sehen voll Erstaunen, wie in Rom weltlich und heilig zusammengeschmolzen ist und die geistige Kirche eben da, wo sie am reinsten sein sollte, am wenigsten existirt. Rom, die stolze Herrscherin, muß des glänzenden Schimmers, den sie von Jahrhunderten erborgt hat, entkleidet werden, um sie in ihrer Wahrheit zu sehen.

Die Kirche ist die Säule, auf welcher Roms Macht fußt; um die Gegnerin, welche gegen Staat und Wissenschaft unserer Zeit in das Feld gezogen ist, zu würdigen und den Angriff richtig zu erkennen, ist eine Kenntniß ihrer Kräfte und der von ihr eingeschlagenen Mittel nothwendig.

Mit bester Kenntniß der Sache geschieht es in den **Geheimnissen von Rom.** An dem Faden einer unterhaltenden Erzählung wird der Leser durch alle Gebiete der Kirche Roms, seines Hofs und Volks hindurchgeführt und ihm ein richtiges Bild vor Augen gestellt. Denn nicht das Vorurtheil eines Systems war die Triebfeder der Arbeit, sondern Förderung wahren Glaubens, echter Religiosität.

Um der deutschen Bearbeitung einen möglichsten Vorzug zu geben, hat die Verlagshandlung dieselbe einer Feder anvertrauet, welche ihre Competenz in diesem Felde bereits anderweitig dargelegt hat.

Im Verlage von **Otto Klemm** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Böttger, Adolf, **Agnes Bernauer.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. br. Preis 20 Ngr.

——— **Portrait.** Preis 20 Ngr., chin. 1 Thlr.

Bürger, Gottfried August, **letztes Manuscript.** Supplement zu Bürger's sämmtlichen Werken. br. Preis 5 Ngr.

Gogol, Nicolas, **Russische Novellen.** Nach L. Viardot, übertragen von H. Bode. 2 Bde. br. 1½ Thlr.

Kirsch, Karl Wilhelm, **Moderne Streifzüge in Poesie und Prosa.** br. Preis 1½ Thlr.

Oelckers, Theodor, **Fürst und Proletarier.** Ein Roman aus der Gegenwart. 2 Bde. br. Preis 2½ Thlr.

Tag und Dämmerung. Harmlose Gedichte eines Anti-Muckers. br. Preis ½ Thlr.

In Kurzem erscheint:

Böttger, Adolf, **Gedichte.** Mit Zeichnung von E. Bendemann, und Composition von Felix Mendelssohn-Bartholdy. **2te** Auflage. br. Preis 1¼ Thlr.

——— **Till Eulenspiegel.** Modernes Heldengedicht. In 3 Lieferungen à 8 Bogen.

Jean Paul. Novellische Schilderungen aus der Jugend des Dichters. Von Theodor Oelckers. 2 Bde. Preis 2½ Thlr.

Bilder-Atlas zu allen Naturgeschichten. In 12 auf Stahl gestochenen Blättern. Preis 1 Thlr.

Im Verlage von **Otto Klemm** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Böttger, Adolf, **Agnes Bernauer.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. br. Preis 20 Ngr.

——— **Portrait.** Preis 20 Ngr., chin. 1 Thlr.

Bürger, Gottfried August, **letztes Manuscript.** Supplement zu Bürger's sämmtlichen Werken. br. Preis 5 Ngr.

Gogol, Nicolas, **Russische Novellen.** Nach L. Viardot, übertragen von H. Bode. 2 Bde. br. 1½ Thlr.

Kirsch, Karl Wilhelm, **Moderne Streifzüge in Poesie und Prosa.** br. Preis 1½ Thlr.

Oelckers, Theodor, **Fürst und Proletarier.** Ein Roman aus der Gegenwart. 2 Bde. br. Preis 2½ Thlr.

Tag und Dämmerung. Harmlose Gedichte eines Anti-Muckers. br. Preis ½ Thlr.

In Kurzem erscheint:

Böttger, Adolf, **Gedichte.** Mit Zeichnung von E. Bendemann, und Composition von Felix Mendelssohn-Bartholdy. **2te** Auflage. br. Preis 1¼ Thlr.

——— **Till Eulenspiegel.** Modernes Heldengedicht. In 3 Lieferungen à 8 Bogen.

Jean Paul. Novellische Schilderungen aus der Jugend des Dichters. Von Theodor Oelckers. 2 Bde. Preis 2½ Thlr.

Bilder-Atlas zu allen Naturgeschichten. In 12 auf Stahl gestochenen Blättern. Preis 1 Thlr.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Briffault, Eugène

Die Geheimnisse von Rom im neunzehnten Jahrhundert Schattenseiten aus dem Volks-, Hof- und Kirchenleben

Bd.: 4

Leipzig (1846)

Ital. 65 e-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10077363-1